

Überwindung der Parteienherrschaft - eine Voraussetzung der Entwicklung der Demokratie in Freiheit und Frieden

von

Tristan Abromeit

Januar 2023

Text 177.0

www.tristan-abromeit.de

Anhang 2

Text 177. 2

Auszüge

aus

Loccumer Protokolle 15 / `84

zur Tagung

»Die Zukunft der Ökonomie«

Auszüge mit Beiträgen von

Dr. Jan Jarre, Prof. Dr. Kurt W. Rothschild, Prof. Dr. Johan Galtung,
Prof. Dr. Rainer Künzel, Prof. Dr. Erich H ö d e l,
Sigrid Matern-Rehm,
Tristan Abromeit, Dieter Kampe

Korrekturbedarf

Ich habe die Textvorlage mit „Durchsuchbares PDF-Dokument“ eingescannt und um das Datenvolumen bei mehreren Anhängen nicht „explodieren“ zu lassen, habe die Scanns mit 200 dpi statt wie sonst mit 300 dpi vorgenommen. Das hat bei Druckqualität der Vorlage zu Fehlinterpretationen von Buchstaben geführt. Ich habe das erst gemerkt, als ich die einzeln gescannten Seiten gestapelt hatte. Zur Berichtigung müsste ich den ganzen Arbeitsvorgang wiederholen. Das kann ich nicht leisten. Die Fehler tauchen besonders bei Selbst- und Mitlauten auf.

In der Referenten-Liste sind mir folgende Fehler aufgefallen:

<u>falsch</u>	<u>richtig</u>
Heimstätter	Helmstätter
Goltung	Galtung
KUnzel	Künzel
Kompe	Kampe
Steppocher	Steppacher
Hädel	Hödl

Njk# Loccumer **15**
#IK Protokolle **'84**

**DIE ZUKUNFT
DER ÖKONOMIE**

**WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHE
FORSCHUNGSANSÄTZE IM VERGLEICH**

DOKUMENTATION EINER TAGUNG DER EVANGELISCHEN AKADEMIE
LOCCUM VOM 4. BIS 6. MAI 1984

Tagungsplanung und -leitung sowie Redaktion des Tagungsprotokolls
Dr. Jan Jarre

Sekretariat: Karin Buhr

Das Protokoll enthält Originalbeiträge. Soweit sie auf Tonbandmitschnitten beruhen, wurden sie von den Autoren überarbeitet und zur Veröffentlichung freigegeben.

Die Reihe LOCCUMER PROTOKOLLE wird herausgegeben von der
Evangelischen Akademie Loccum.

1. Auflage 1985

Alle Rechte bei den Autoren

Printed in Germany

ISBN 3-8172-1584-3

Bezug über: Evangelische Akademie Loccum
- Protokollstelle -
3056 Rehburg-Loccum 2

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Vorwort	Jan Jarre	
Tagungsprogramm		4
Programmkommentar und Einföhrung	Jan Jorre	5

ÖKONOMISCHE THEORIE IM WANDEL	Kurt W. Rothschild	11
WISSENSCHAFT FÜR DIE PRAXIS ÖKONOMISCHE THEORIE IM WANDEL	Kurt W. Rothschild	24

ÖKONOMISCHE FORSCHUNGS- UND THEORIEANSÄTZE IM VERGLEICH (L Teil)		
INSTITUTIONALISMUS	Rolf Steppocher	30
Thesen zur institutionellen Ökonomie	Rolf Steppocher	93
POSTKEYNESIANISMUS	Werner Meissner	96

AKTUELLE WIRTSCHAFTSPROBLEME, WIRTSCHAFTSPOLITIK UND DIE RELEVANZ DER ÖKONOMISCHEN THEORIE		
	Rudolf Hicel	105
	Ernst Heimstädter	115
	Klaus W. Lippold	119
Resümierender Diskussionsbeitrag	Klaus W. Lippold	127

ÖKONOMISCHE FORSCHUNGS- UND THEORIEANSÄTZE IM VERGLEICH (2. Teil)		
NEOKLASSISCHE KAPITALISMUSTHEORIE		
Thesen	Winfried Vogt	134
ÖKOLOGISCH ORIENTIERTE WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT	Hans Christoph Binswanger	141

WIRTSCHAFTSTHEORIE IM MEINUNGSSTREIT		161
Thesen	Herbert Meißner	
ÖKONOMISMUS ALS OKZIDENTALISMUS	Johan Galtung	165
Bericht aus der Arbeitsgruppe 1:	Rainer KUnzel	178
Bericht aus der Arbeitsgruppe 2:	Erich Hädl	182
ÖKONOMISCHE THEORIE IM WANDEL	Sigrid Matern-Rehm	
Diskussionsbeiträge im Anschluß an das Referat von Sigrid Matern-Rehm	Tristan Abromelt Dieter Kompe	192
Teilnehmerliste		202
Protokolliste		209

VORWORT

Ökonomische Theorien, Erklärungsmodelle und grundsätzliche instrumentelle Empfehlungen sind erfahrungsgemäß nicht so leicht einer grundlegenden Revision zu unterziehen; Widerstände und Beharrungsvermögen dominieren auch dann, wenn Veränderungen in der Wirtschaftswirklichkeit Anpassungen im Bereich des Angebots an ökonomischem Orientierungswissen nahelegen. In letzter Zeit scheint sich nun allerdings der Eindruck durchzusetzen, daß "Die Krise in der Wirtschaftstheorie" ¹⁾ einem gewissen Höhepunkt entgegengeht und daß in diesem Zusammenhang nicht zuletzt die politische Relevanz der Ökonomie in Frage gestellt ist ("Ökonomie ist nicht mehr gefragt" vgl. den Beitrag von Stefan Baron im Spiegel vom 22.10.1984 auf S. 66). Zunehmend beschäftigen sich Autoren mit den Ursachen für die Rat- und Perspektivlosigkeit, für die mangelnde Praxisrelevanz der Nationalökonomie und plädieren in diesem Zusammenhang für ein "neues Verständnis der Wirtschaft", das stärker als bisher üblich, die politischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge in die ökonomischen Überlegungen integrieren soll (vgl. beispielhaft Peter Koslowski in der WIRTSCHAFTSWOCHE vom 22.2.1985, S. 76 ff.).

Die Tagung der Evangelischen Akademie Loccum über "Die Zukunft der Ökonomie", die im folgenden dokumentiert wird, knüpfte an derartige Überlegungen an und verfolgte das Ziel, einen Diskussionsprozeß innerhalb der Wirtschaftswissenschaften anzuregen, der sich mit dem oben angesprochenen Grundproblem auseinandersetzt. Zugleich aber sollte der Versuch gemacht werden, unterschiedliche Theorieansätze und wirtschaftswissenschaftliche Grundpositionen miteinander ins Gespräch zu bringen über wesentliche Fragen der Entwicklungsmöglichkeiten und -perspektiven der eigenen Wissenschaft und dabei auch dem Gesichtspunkt Aufmerksamkeit zu schenken, welche Forschungsrichtungen im Hinblick auf ihre Wirklichkeitsnähe und (mögliche) Problemlösungskapazität weitere gedankliche Investitionen lohnend erscheinen lassen. Es ging dabei allerdings weniger um eine Entscheidung für oder gegen einen bestimmten Forschungsansatz, vielmehr stand die Frage

1) So nicht nur der Tenor verschiedener Zeitschriftenbeiträge und Kommentare zur wirtschaftswissenschaftlichen Lage, sondern auch der Titel eines von Daniel Bell und Irving Kristol herausgegebenen Lehrbuches zum Stand der gegenwärtigen theoretischen und wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen.

im Mittelpunkt, welche Möglichkeiten der Verflechtung, der gegenseitigen Ergänzung aber auch der Arbeitsteilung zwischen den einzelnen theoretischen Ansätzen existieren und für die Zukunft nutzbar gemacht werden könnten.

Deutlich wurde dabei im Verlauf der Tagung, daß die Notwendigkeit besteht, die verschiedenen wirtschaftswissenschaftlichen Ansätze auf ein konkretes wirtschaftspolitisches Problem zu beziehen und auf diese Weise die jeweilige Problemlösungskapazität zumindest ansatzweise vergleichbar und die Forschungsrichtungen für wechselseitige Ergänzungen empfänglich zu machen.

Die Tagungsteilnehmer waren sich bei allen wirtschaftswissenschaftlichen Standortunterschieden weitgehend einig in der Erkenntnis: Eine Nationalökonomie der Zukunft, die im politischen Kontext Beachtung finden möchte, muß in der Lage sein, praxisrelevante und (einigermaßen) funktionsfähige ökonomische Orientierungsmittel zu "produzieren". Um dies sicherzustellen, wird ein (gleichberechtigter) problembezogener Diskurs der unterschiedlichsten ökonomischen Ansätze zunehmend wichtiger, ein Diskurs, der in der derzeitigen wirtschaftswissenschaftlichen Landschaft allerdings noch außerordentlich unterentwickelt ist.

Erwartet werden darf sicherlich nicht die Entwicklung einer geschlossenen Einheitstheorie. Erwünscht wäre die Erarbeitung verschiedener Theorieansätze, die bewußter an aktuelle ökonomische Probleme anknüpfen und auf diese bezogen werden. Dabei wäre durchaus eine Spezialisierung denkbar; eine Spezialisierung, die ihre jeweilige begrenzte Reichweite erkennt und akzeptiert, aber zugleich die Möglichkeit schafft, arbeitsteilig vorhandene Theoriedefizite zu kompensieren.

Wettbewerbsökonomisch formuliert geht es im Bereich der Nationalökonomie um mehr Markttransparenz, zu der diese Tagung und die vorliegende Veröffentlichung nicht zuletzt ein wenig beitragen möchte. Es geht weiter und darüber hinaus um die Herstellung einer "optimalen Wettbewerbsintensität" zwischen den "Theorieproduzenten". Derzeit ist eher die erkenntnishemmende Marktform des Dyopols auszumachen, des Dyopols von Angebots- und Nachfragetheorie, das jedem potentiellen Wettbewerber den Einstieg in den Markt der Theorieproduktion fast unmöglich macht und den Newcomer mit einem außerordentlich hohen

Existenzrisiko (z.B. der Ausgrenzung aus dem verbeamteten Wissenschaftsbetrieb) bedroht. Wie im Bereich privater Märkte scheint auch im Wissenschaftsmarkt die optimale Wettbewerbsintensität und funktionsfähiger Wettbewerb dort vorzuherrschen, wo ein "weites Oligopol mit mäßiger Produktdifferenzierung" (d.h. nicht übermäßig ausgeprägtem Dissens unter den Theorieschaffenden¹⁾) festzustellen ist. Von einem derartigen "weiten Oligopol" sind wir im Bereich der Nationalökonomie gegenwärtig allerdings noch weit entfernt.

Meines Erachtens ist es im Sinne des politischen Gewichts und der Bedeutung der Wirtschaftswissenschaften zunehmend angezeigt, den "Wettbewerbsbeschränkungen" im Bereich des Angebots ökonomischer Theorien entgegenzuwirken. Denkbar wäre der Einsatz einer ganzen Anzahl "wettbewerbspolitischer" Instrumente; wettbewerbspolitischer Instrumente, insbesondere um den "Marktzutritt" neuen wirtschaftswissenschaftlichen Orientierungswissens zu erleichtern (z.B. auch im Hinblick auf die Möglichkeiten zur Publikation in etablierten Fachzeitschriften). Hilfreich aber wäre mit Sicherheit ebenso eine selbstbewußte Nachfrage, die gezielter als es derzeit geschieht, nach neuartigen wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen Ausschau hält und auch einmal bereit ist, mit dem neuen Produkt und seinen Möglichkeiten zu experimentieren. Daß eine derartige Nachfrage auf dem Markt der Theorieproduktion durchaus fruchtbar werden kann, hat die hier dokumentierte Tagung bewiesen.

Abschließend möchte ich auch an dieser Stelle noch einmal allen Referenten und Tagungsteilnehmern für ihre Mitarbeit, für ihre Mühe und ihr Engagement ganz herzlich Dank sagen.

Loccum, im April 1985

Jan Jarre

1) Vgl. zur Situationsanalyse auch F. Schneider, W. W. Pommerehne, B.S. Frey, *Relata referimus: Ergebnisse und Analyse einer Befragung deutscher Ökonomen*, in: Zeitschrift für die ges. Staatswissenschaft Bd 139 (1983), S. 20

- 14.00 Uhr * Begrüßung und Tagungseröffnung
Dr. Jan Jarre, Loccum
- Ökonomische Theorie im Wandel**
Prof. Dr. Kurt W. Rothschild, Johannes Kepler Universität,
Linz
Diskussion
- 16.30 Uhr **Ökonomische Forschungs- und Theorieansätze im Vergleich (1. Teil)**
- Institutionalismus*
Dr. Rolf Steppacher, Universität Genf
- Postkeynesianismus*
Prof. Dr. Werner Meissner, Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt
- anschl. Diskussion (in kleinen Gruppen)
- 19.30 Uhr **Aktuelle Wirtschaftsprobleme, Wirtschaftspolitik und die Relevanz
der ökonomischen Theorie**
Podiumsdiskussion unter Beteiligung von
- Prof. Dr. Ernst Helmstädter, Universität Münster
Prof. Dr. Rudolf Hickel, Universität Bremen
sowie Wirtschaftspolitikern von CDU und SPD.

Samstag, den 5. Mai 1984

- 8.30 Uhr Einladung zur Morgenandacht; anschl. Frühstück
- 9.30 Uhr **Ökonomische Forschungs- und Theorieansätze im Vergleich (2. Teil)**
- Neoklassische Kapitalismustheorie*
Prof. Dr. Winfried Vogt, Universität Regensburg
- Ökologisch orientierte Wirtschaftswissenschaft*
Prof. Dr. Hans Christoph Binswanger, Hochschule St. Gallen
- anschl. Diskussion (in kleinen Gruppen)
- 13.20 Uhr Einladung zur Besichtigung des ehemaligen Zisterzienserklosters Locc
(gegr. 1163)
- 15.30 Uhr **Wirtschaftstheorie im Meinungsstreit**
Prof. Dr. Herbert Meissner, Akademie der Wissenschaften der
DDR, Berlin
Diskussion
- 17.00 Uhr **Ökonomismus als Okzidentalismus**
Prof. Dr. Johan Galtung, z.Z. Berlin
Diskussion
- 19.30 Uhr **Vertiefung der Diskussion über die bisher in der Tagung behandelten
Themenkomplexe in Arbeitsgruppen.** Inhaltliche Schwerpunkte für die
Arbeit in den verschiedenen Gruppen sollen während der Tagung in
Abstimmung mit den Teilnehmern festgelegt werden.

Sonntag, den 6. Mai 1984

- 8.30 Uhr Einladung zur Morgenandacht; anschl. Frühstück
- 9.30 Uhr Berichte aus den Arbeitsgruppen
- 10.30 Uhr **Ökonomische Theorie im Wandel?**
Ein Tagungsresümee
Sigrid Materne-Rehm, "Wirtschaftswoche", Düsseldorf
anschl. Abschlusss Diskussion mit den Referenten und Teilnehmern
- 12.30 Uhr Ende der Tagung mit dem Mittagessen

DIE ZUKUNFT DER ÖKONOMIE

Wirtschaftswissenschaftliche Forschungsansätze im Vergleich

Dr. Jan J a r r e , Evangelische Akademie Loccum

Programmkommentar:

1. Ausgangspunkte

Die Evangelische Akademie Loccum sieht es als eine ihrer zentralen Aufgaben an, in unserer Gesellschaft immer wieder dazu herauszufordern, über die verantwortliche Gestaltung zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklungen nachzudenken, und in diesem Zusammenhang Gespräche über die Länder-, Gruppen-, Interessen-, Wissenschafts- und Meinungsgrenzen hinweg zu initiieren.

Eine derartige Zielsetzung liegt auch unserer heutigen Tagung zugrunde: Die wirtschaftswissenschaftliche Landschaft ist derzeit durch ausgeprägte Unterschiede sowohl in der Beurteilung der wirtschaftlichen Realität sowie in der Identifikation zukünftiger Probleme und Entwicklungen, als auch in der jeweiligen Auswahl wirtschaftspolitischer Maßnahmen, die als geeignet angesehen werden, aktuelle und zukünftige ökonomische Schwierigkeiten zu überwinden, gekennzeichnet. In den letzten Jahren haben sich ökonomische Richtungen oder "Schulen" herausgebildet, die einander in grundsätzlichem Dissens begegnen und sich dabei häufig genug gegenseitig die ökonomische Kompetenz absprechen, bzw. für bestimmte ökonomische Fehlentwicklungen wechselseitig Schuldzuweisungen vergeben. Hinzu kommt eine zunehmende Tendenz zur Abschottung, zur theorieimmanenten Diskussion zwischen "Gleichgesinnten". Die Konzentration gerade auch der öffentlichen Diskussion auf die Kontroverse zwischen im wesentlichen zwei ökonomischen Grundrichtungen hat nicht zuletzt dazu geführt, daß andere ökonomische Auffassungen und Positionen kaum Beachtung finden und damit gar nicht erst die Chance bekommen, in den Wettbewerb um "die bessere Theorie" einzugreifen, geschweige denn, sich im Wettstreit konkurrierender Meinungen zu bewähren.

Zustand, Nutzen und Bedeutung von ökonomischen Theorien werden zudem - von Dritten und von außen betrachtet - außerordentlich skeptisch beurteilt und mit vielen kritischen Fragezeichen versehen. Insbesondere die Politik, aber auch die wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Praktiker in Verbänden und Behörden haben ihre Schwierigkeiten mit der ökonomischen Theorie und verschiedene Vorbehalte im Hinblick auf deren praktische Relevanz. Vor allem der Eindruck der mangelnden Fähigkeit zur Lösung aktueller wirtschaftlicher Probleme wird von vielen als Beleg für das grundsätzliche "Versagen der Wirtschaftswissenschaft" herangezogen. Das Unbehagen am gegenwärtigen Zustand der ökonomischen Theorie wird dabei zunehmend auch von Fachökonomern geteilt, wobei zumeist das Argument des mangelhaften Bezuges der Theorien zu den Problemen der ökonomischen Wirklichkeit, den (selbst-)kritischen Ausführungen zugrundeliegt. In diesem Zusammenhang wird derzeit häufiger eine ökonomische Theorie gefordert, "die ernsthaft auf die Realität angewendet werden" kann (J. Robinson,

in: A.S. Eichner (Hrsg.) Über Keynes hinaus, Köln 1982, S. 17) und deren Relevanz und Erfolg sich in erster Linie nach dem Kriterium der "Bewährung in der sozio-ökonomischen Realsphäre" (S. Borner) bemessen sollte. Erst kürzlich wieder appellierte Norbert Kloten (anlässlich des 20. List-Gesprächs in Frankfurt am 5. April 1984) mit ähnlichem Grundanliegen an die Wirtschaftswissenschaftler: "Aus dem berufsimmanenten Anspruch der Wissenschaftler erwächst eine nicht geringe Bringschuld - in ihrer Fähigkeit zur aufhellenden Analyse, in ihrem Vermögen, das, was zu vermitteln ist, verständlich zu machen, und in ihrer Bereitschaft, die vielen Zwänge politischen Handelns - soweit sinnvoll - bei ihren Empfehlungen zu respektieren."

Vor dem Hintergrund dieser Probleme und Überlegungen ist die Idee zu einer Tagung entstanden, die die Zukunft(saussichten) der ökonomischen Wissenschaft sowie ihr Verhältnis zur wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Realität thematisiert und in der zudem auch weniger bekannten bzw. anerkannten ökonomischen Forschungsrichtungen Gelegenheit gegeben werden soll, ihre Vorstellungen, Positionen und Argumente gleichberechtigt in den Diskussionsprozeß einzubringen.

2. Fragestellungen

In Zeiten, in denen allgemeine Unklarheit über die gesellschaftliche/ökonomische Problemhierarchie besteht und neue Probleme aktuell werden (Umwelt, Dritte Welt, soziale Spannungen), sollte es beinahe schon selbstverständlich sein, bestehende Theorieansätze auf ihre Problemlösungsrelevanz hin zu überprüfen und zugleich neue, auf konkrete Problemlagen und Realitätszusammenhänge ausgerichtete wirtschaftstheoretische und -politische Ansätze zu erarbeiten, zu verfeinern und ihrerseits auf ihre theoretische und praktische Leistungsfähigkeit hin zu untersuchen. Nur ein ständiger Vergleich und ein "offener Wettbewerb" verschiedener ökonomischer Ansätze und Ideen scheint geeignet, eine aktuell problembezogene Weiterentwicklung der Ökonomie und damit auch die politische Relevanz der Wirtschaftswissenschaft sicherzustellen.

Die breit angelegte Themenstellung der Tagung ermöglicht im Hinblick auf die Diskussion der einzelnen Referate eine für viele Interessen offene Befragung und Kommentierung der vorgetragenen Positionen und Argumente. Einige Fragestellungen, die für mich bei der Vorbereitung und Gestaltung der Tagung von Bedeutung waren, möchte ich zur allgemeinen Information und möglicherweise weiteren Verwendung in der Diskussion an dieser Stelle kurz aufführen.

Auf ... grundsätzlicher Ebene wird sich die Tagung mit der Frage auseinandersetzen haben, was von "der" Nationalökonomie erwartet und gefordert werden kann (Überfordern wir sie? Für welche Probleme sollte und müßte die Wirtschaftswissenschaft eine Antwort liefern? Befindet sich die Wirtschaftswissenschaft (immer dann) in der Krise, wenn ihr Untersuchungsobjekt, die reale Wirtschaft, eine Krise durchläuft?) Haben wir im Hinblick auf die wirtschaftspolitische Beratung eher zu viele oder zu wenige ökonomische Ansätze und Rezepte? Welche Kriterien wären hilfreich, unterschiedliche theoretische Ansätze zu bewerten? Muß eine wirklich relevante ökonomische Theorie nicht gerade die Grenzen des (engeren) ökonomischen Denkens überschreiten und zunehmend Erkenntnisse anderer Wissenschaftsbereiche in ihre Überlegungen integrieren? Ökonomische Theorien sollten sowohl "ökonomisch plausible" als auch "institutionell praktikable Wege" (F.W. Scharpf) weisen: Läßt sich in der Theoriebildung ein derartiges Ideal überhaupt verwirklichen?

Fragen im Zusammenhang mit der Podiumsdiskussion: "Aktuelle Wirtschaftsprobleme, Wirtschaftspolitik und die Relevanz der ökonomischen Theorie". Politikberatung: Hauptaufgabe oder Nebenprodukt wirtschaftstheoretischen Denkens? In welchem Umfang kann die real existierende Wirtschaftsweise überhaupt von wirtschaftstheoretischen Überlegungen und Entwürfen beeinflusst werden? Kann die ökonomische Theorie gar nicht mehr leisten, als bereits (wirtschaftspolitisch) praktizierte Lösungen zu theoretisieren? Inwieweit und warum ist die ökonomische Theorie unempfindlich gegenüber dem Vorwurf, im Widerspruch zur ökonomischen Realität zu stehen? Wie ist das (relative) Beharrungsvermögen der Theorie vor dem Hintergrund großer ökonomischer Veränderungen im wirtschaftlichen Umfeld zu erklären?

Wie wird Wirtschaftstheorie in den wirtschaftspolitischen Bereich hinein vermittelt? (These: Wissenschaft wirkt selten direkt, sondern vielfältig vermittelt, auch verwässert, durch zahlreiche Vermittler und Medien vereinfacht). Welcher(n) "Theorie(n)" folgt die Wirtschaftspolitik (in Vergangenheit und Gegenwart)? Wenn sich Politik nicht an theoretischen Leitlinien orientiert, was bedeuten dann Theorieelemente für die Politik? Was erwartet der Wirtschaftspolitiker von der ökonomischen Wissenschaft? Gibt es Kriterien für eine politikgerechte Wissenschaft und welche theoretischen Richtungen haben es (damit) leichter, im politischen Raum gehört zu werden? Oder bleibt dem Theoretiker allein die Hoffnung auf eine zufällige Popularität seiner Theorie, in dem Sinne wie es D. Mertens einmal mit folgendem Satz beschrieb: "Fragmente seiner (des Theoretikers) Theorien werden ja oft überraschend populär, zwar zuweilen so populär, daß der Theoretiker sie gar nicht wiedererkennt, und in Zusammenhängen, in die sie nicht hineingehören, und mit Konsequenzen, die er sich nicht vorgestellt hat. Aber immerhin"?

3. Wirtschaftswissenschaftliche Forschungsrichtungen im Vergleich

Die Auswahl der hier vorgestellten Forschungsrichtungen erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Natürlich bin ich mir bewußt, daß weitere ökonomische Forschungsrichtungen (Neue Politische Ökonomie, verhaltensorientierte Wirtschaftswissenschaft, geldtheoretische Richtungen sowie entwicklungspolitisch oder weltwirtschaftlich ausgerichtete Ansätze u.a.) möglicherweise vermißt werden. Aus Gründen des beschränkten Zeitbudgets mußte für dieses Wochenende eine Auswahl vorgenommen werden. Selbstverständlich wird es unterschiedliche Meinungen darüber geben, ob die hier getroffene Wahl als glücklich angesehen werden kann.

In jedem Fall hoffe ich jedoch (und bin eigentlich fest davon überzeugt), daß die Teilnehmer der Tagung die Referate gerade aus der Position anderer theoretischer Grundorientierungen heraus befragen und kommentieren werden, so daß auf diesem Wege (theoretische) Vorstellungen und Argumente in die Veranstaltung einfließen, die (dieses Mal) in der Form eines eigenständigen Referates nicht zum Zuge kommen.

Ich hoffe weiter, daß die Referate und Diskussionen Einsichten vermitteln können (trotz einer weithin verbreiteten gegenteiligen Auffassung) in die zweifellos vorhandene Vielfalt des ökonomischen Denkens. Im besten Fall könnte möglicherweise deutlich werden, daß es (in Anlehnung an eine Formulierung von K.W. Rothschild) richtig sein mag, wenn man Krisen der Erkenntnis (also Unwissen-

heit) und Krisen einzelner Theorien diagnostiziert, daß es jedoch falsch ist, von einer Krise der Wirtschaftswissenschaft zu sprechen.

Persönlich erhoffe ich mir von der Tagung auch Erkenntnisse darüber, wie und mit Beteiligung welcher (anderen) Forschungsrichtungen der Dialog zwischen unterschiedlichen ökonomischen Positionen fortgesetzt werden könnte, um gezielt der Tendenz entgegenzuwirken, die auf eine Abschottung verschiedener "Schulen" und auf den Abbruch eines offenen, wechselseitigen Meinungs-austausches innerhalb der Wirtschaftswissenschaft hinausläuft. Einer derartigen Tendenz gilt es m. E. zu begegnen, denn - wie zahlreiche Akademietagungen gezeigt haben - ist es gerade die Heterogenität der vertretenen Meinungen und Positionen, die Lern- und Denkprozesse begünstigt und die im positiven Sinne zur Verunsicherung und selbstkritischen Überprüfung eingefahrener und einseitiger Argumentationsmuster beiträgt. Häufig genug werden gerade dadurch Schritte aufeinander zu eingeleitet, die in der Folge die Entwicklung zukunftsweisender neuer Einsichten eher wahrscheinlicher machen. Schließlich ist die Problemlösungskapazität der ökonomischen Theorie insgesamt immer auch abhängig von der wechselseitigen Bereitschaft zum Gespräch und zur gemeinsamen problembezogenen Reflexion.

Loccum, im Mai 1984

Jan Jarre

Einführung in die Tagung

Nach den technischen Ankündigungen möchte ich nun noch kurz zu einigen inhaltlichen Bemerkungen über unsere Tagung kommen. Ich werde mich dabei auf die Frage konzentrieren, welches spezifische Interesse eine Evangelische Akademie an unserem heutigen Thema hat. Ein paar weitere inhaltliche Bemerkungen habe ich im übrigen in einem Papier zusammengestellt, das sie in Ihren Tagungsunterlagen finden und das "Programmkommentar" überschrieben ist. Nun aber zu meiner Frage: Tagungen der Evangelischen Akademie Loccum sind zumeist dadurch gekennzeichnet, daß der Versuch unternommen wird, in bestimmten gesellschaftspolitischen Problem- und Konfliktfeldern möglichst viele Repräsentanten betroffener, beteiligter, engagierter und Verantwortung tragender Gruppen an einem Ort zusammenzuführen, um hier den Versuch zu wagen, gegenseitiges Mißtrauen aufzuweichen, akute oder schwelende Konflikte aufzuarbeiten oder bereits abgerissene Gesprächsfäden neu zu knüpfen. Tagungen dieser Art wurden und werden durchgeführt in Themenfeldern wie der Umwelt-, der Sicherheits-, der Arbeitsmarkt- und der Sozialpolitik, in denen es derzeit - wie Erfahrungen gezeigt haben - mit der Dialogbereitschaft verschiedener gesellschaftlicher Gruppen nicht immer zum besten bestellt ist.

Gar so schlimm ist die Situation in unserem heutigen Themenbereich vielleicht (noch) nicht. Gleichwohl sind auch hier Indizien für einen grundsätzlichen Dissens zwischen ökonomischen Theorien festzustellen, der z.B. in einer zunehmenden Abschottung und Gesprächsunwilligkeit einzelner ökonomischer "Schulen" und durch eine gewisse Unduldsamkeit gegenüber theoretischen Außenseitern deutlich wird.

Deshalb war es für mich bei der Tagungsvorbereitung ein wesentliches Ziel, ganz verschiedene Forschungsrichtungen und Theorieansätze in die Veranstaltung zu integrieren, Theorieansätze, die in dieser Zusammenstellung andernorts sehr selten oder vielleicht auch gar nicht zusammentreffen.

Dies entspricht dem Konzept unserer Akademie, dazu beizutragen, Gespräche zwischen kontroversen Meinungen und Gruppen unserer Gesellschaft offen zu halten, um gemeinsam an der für alle wichtigen Frage zu arbeiten,

wie zukünftige Entwicklungen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen verantwortlich zu gestalten sind und dies gilt mit Sicherheit auch für die zukünftige Gestaltung der Ökonomie, der Ökonomie im doppelten Sinne, der Ökonomie als Wissenschaft ebenso wie für die Ökonomie als wirtschaftliche Realität. Beides ist ohne Zweifel nicht getrennt voneinander zu sehen und zu beurteilen, sondern beides beeinflusst einander (mehr oder weniger) wechselseitig. Wenn wir uns auf unserer Tagung auch vor allem mit der Zukunft der Ökonomie als Wissenschaft einandersetzen werden, so wird - wie ich vermute - stets der Bezug zur realen Wirtschaftswelt ein entscheidendes Kriterium sein und bleiben für die Gestaltung und für die Beurteilung von ökonomischen Theorien.

Es wird bei der Diskussion über unterschiedliche Forschungsansätze - so meine ich - allerdings weniger darum gehen können, eine Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Theorie zu treffen, vielmehr scheint mir die Frage interessanter und wichtiger zu sein, welche Möglichkeiten der Verflechtung und der gegenseitigen Ergänzung zwischen den einzelnen theoretischen Ansätzen möglicherweise existieren und für die Zukunft nutzbar gemacht werden könnten. Sollte es uns während der nächsten zwei Tage gelingen, in diesem Sinne ein wenig voranzukommen, wäre - so glaube ich - eine ganze Menge gewonnen.

Ich möchte meine einleitenden Bemerkungen hiermit beenden. Ich hoffe auf interessante Referate und fruchtbare Gespräche, und würde mich freuen, wenn möglichst viele Teilnehmer ihre Argumente, ihr Wissen und ihre persönlichen Erfahrungen in die Gespräche und Diskussionen einbringen würden.

Loccum, den 4. Mai 1984

Jan Jarre

Professor Dr. Kurt W. Rothschild, Linz

ÖKONOMISCHE THEORIE IM WANDEL

Plus ça change
plus c'est la même chose.

Die Krisen der realen Wirtschaft sind seit jeher und heute wieder in aktuellster Weise ein zentrales Objekt wirtschaftswissenschaftlicher Forschung. Die offensichtliche Schwierigkeit mit dieser Frage zu Rande zu kommen, hat zu einer Metakrise geführt: Zur viel diskutierten und viel beklagten Krise der Wirtschaftswissenschaft selbst, die ein Bild der Ratlosigkeit und Zerstrittenheit bietet oder zu bieten scheint. Die in dieser Konferenz zur Diskussion gestellte Frage nach der Zukunft der Ökonomie, die wohl zugleich die Hoffnung auf einen Wandel zu einer "besseren", brauchbareren, verlässlicheren, einheitlicheren Theorie einschließt, soll - gemäß der Planung der Tagesleitung - durch ein Einleitungsreferat eingeläutet werden, in dem einige Gedanken zum bisherigen Wandel und der heutigen Problematik der ökonomischen Theorie im allgemeinen vorgezogen werden. Dieser Aufgabe, die unvermeidlicherweise nur in impressionistischer und subjektiver Weise durchgeführt werden kann, möchte ich mich nun stellen.

Lassen Sie mich mit dem Titel meines Vortrages beginnen, der mir vorgegeben war. Je länger ich diesen Titel - "Ökonomische Theorie im Wandel" - im Kopf herumwälzte, desto stärker empfand ich ein Bedürfnis, diesen Titel gegen die Überschrift der Schlußveranstaltung dieser Tagung einzutauschen, die ja - wie Sie wissen, zwar ebenfalls "Ökonomische Theorie im Wandel?" lautet, aber mit einem Fragezeichen dahinter. Dieses Fragezeichen, das sich dort wohl vor allem auf die unmittelbare und fernere Zukunft bezieht, möchte ich gerne auch für den Blick in die Vergangenheit und Gegenwart benützen.

Das mag zunächst überraschend erscheinen. Schließlich gilt doch für die Wirtschaftswissenschaften ebenso wie für viele andere Wissenschaftsbereiche, daß gegenwärtig mehr Menschen explizit als Forscher wissenschaftlich tätig sind und mehr seit dem zweiten Weltkrieg publiziert wurde als in der gesamten Zeit

zuvor. Und da soll es keinen ständigen und signifikanten Wandel der ökonomischen Theorie geben?

Das scheinbare Paradox löst sich auf, wenn man genauer definiert, was man unter "Wandel" und "ökonomischer Theorie" in Zusammenhang mit unserer Tagung verstehen will. Das große ökonomische wissenschaftliche Establishment hat zweifellos sehr viel Bewegung in das wissenschaftliche Leben gebracht. Aber wenn wir unter Wandel etwas mehr als Bewegung verstehen, etwas was tiefgreifend und umwälzend ist, dann sieht das Bild schon etwas anders aus.

Versuchen wir zwischen Wandel einerseits und (normaler) Weiterentwicklung andererseits zu unterscheiden. Dabei soll unter Wandel das Entstehen und die grundlegende Veränderung von umfassenden (globalen) Wirtschaftstheorien verstanden werden, die als Basis für verschiedenste Spezialtheorien dienen können, während sich der "normale" Fortschritt, die "normale" Entwicklung auf den Ausbau, die Ergänzung, die Verfeinerung der Erkenntnisse im Rahmen der Basistheorien (oder neben ihnen) vollzieht. Nun solche Entwicklungen im engeren Sinn gehen ständig vor sich und haben sich in den letzten Jahrzehnten sehr beschleunigt. Sie nehmen verschiedenste Formen an. So werden vor allem die Basismodelle immer weiter verfeinert und ausgebaut. Das ist ein Prozeß, der sich über viele Jahrzehnte hinziehen und immer wieder neu aufgenommen werden kann. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Allgemeine Gleichgewichtstheorie. Um 1870 von Walras konzipiert, breitete sie sich in ihrer spezifischen Form zunächst nur langsam aus, wurde in den Dreißigerjahren durch Abraham Wald und John Hicks von Zweideutigkeiten befreit und zu neuem Leben erweckt, um schließlich Ende der Fünfzigerjahre von Debreu in höchster Formvollendung dargeboten zu werden. Aber durch all die Jahre hindurch bedeutet diese komplizierte und intellektuell sehr aufwendige Weiterentwicklung der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie keinen grundlegenden "Wandel" dieser Theorie: am Grundschema und an den Grundaussagen änderte sich relativ wenig. Weitere Fortschritte, die sich kontinuierlich über die Jahre hinweg vollziehen, betreffen die Ausarbeitung von Spezialtheorien zu mehr oder weniger aktuellen Teilproblemen (z.B. Regionalökonomie), die sich aber auf bestehende Basistheorien stützen, ferner die Verbesserung der analytischen Methoden, der Datenaufbereitung und der empirischen Überprüfung theoretischer Thesen etc.

So wichtig diese Entwicklungen sind - und sie sind es nicht zuletzt, welche den Expertisen der Ökonomen noch Gewicht verleihen -, sie sind kein Ersatz für jenen grundlegenden Wandel in den Basistheorien, den man vor Augen hat, wenn man von der Krise der Wirtschaftswissenschaft und ihrer eventuellen Überwindung spricht. Und solch grundlegender Wandel - das Entstehen und komplette Renovierungen von globalen Basismodellen, die unser gesamtwirtschaftliches Denken beeinflussen - solch grundlegender Wandel vollzieht sich sehr selten. Nicht nur das. Auch soweit Wandel stattfindet, vollzieht er sich nicht in einigermaßen geradliniger Folge, wie das bis zu einem gewissen Grad in den Naturwissenschaften der Fall ist, wo ein sich als unzulänglich erweisendes Theoriegebäude (Paradigma) allmählich durch ein brauchbares ergänzt und schließlich verdrängt wird; vielmehr bleiben in der Ökonomie verschiedene Basistheorien (Paradigmen) - teils einander ergänzend, teils miteinander konkurrierend - nebeneinander bestehen, jede in weiterer Entwicklung (in engerem Sinne) begriffen und immer wieder zu neuer Konfrontation mit den alternativen Systemen herausgefordert.

Daß dieses Bild eines nur spärlichen Wandels und eines großen Beharrungsvermögens alternativer Theorien - zu dem gleich mehr zu sagen sein wird - nicht übertrieben ist, möchte ich mit zwei, drei Bemerkungen kurz illustrieren. Zunächst sei - eher anekdotenhaft - nur kurz auf einen Ausspruch verwiesen, den vor etwa fünfzig Jahren ein damals sehr bekannter englischer Ökonom (D.H. Robertson) machte. Wenn er sich so überlege, sagte er, was ihm im Laufe der Jahre an ökonomischer theoretischer Literatur untergekommen sei, erscheine ihm das alles wie ein Karussell: nach einiger Zeit tauchen immer wieder die gleichen Figuren auf. Signifikanter ist schon die Tatsache, daß im vorigen Jahr, das durch Zufall Gedenkjahre für drei große ökonomische Denker - nämlich Marx, Schumpeter und Keynes - auf sich vereinte, die Referenten auf den zahlreichen Gedenktagungen kaum Mühe hatten, den Zusammenhang zwischen deren Schriften, die immerhin schon vor 50 - 120 Jahren abgefaßt wurden, und heutigen theoretischen Ansätzen und Problemorientierungen herzustellen. Und was schließlich bringt die Dauerhaftigkeit und Koexistenz der relativ wenigen fundamentalen Theoriegebäude besser zum Ausdruck als die Tatsache, daß wir heute - noch und wieder - Schulstreite zwischen Richtungen haben, die nicht so sehr "neu" wie "neo" sind: Neo-Klassiker, Neo-Ricardianer, Neo-Marxisten, Neo-Keynesianer.

Versuchen wir nun, die Ursachen und Konsequenzen der eben besprochenen Phänomene etwas näher zu betrachten, um daraus eventuell einige Schlußfolgerungen für die heutigen und künftigen Möglichkeiten zu ziehen. Gehen wir zunächst auf die schwierige Frage ein, was die Faktoren sind, die zum Entstehen und Wandel von "fundamentalen" Basismodellen beigetragen haben.¹⁾ Ich glaube, daß sich zeigen läßt, daß die wichtigsten Anstöße zum Bau und Umbau globaler ökonomischer Theorien aus folgenden Quellen stammten und stammen:

- (1) Auftreten von neuen und umfassenden realen wirtschaftlichen Konfigurationen, welche mit den bisherigen theoretischen Ansätzen nur schwer beschreib- und erklärbar sind;
- (2) theorie-immanente Bruchstellen, wo methodologische und theoretische Diskussionen eine entscheidende Umformulierung bisheriger Theoriegebäude nahelegen;
- (3) ideologische und legitimatorische Bedürfnisse großer gesellschaftlicher Gruppen, welche bestimmte Fragestellungen und Sichtweisen in den Vordergrund drängen;
- (4) und last not least das Auftreten hervorragender Vertreter des Faches, die an solchen entscheidenden Schnittpunkten, wo ein Theoriewandel in der Luft liegt, instande sind, das aufgetretene Unbehagen und die aufgetretenen Bedürfnisse in eine neue, zunächst die ökonomische Profession und schließlich auch die Öffentlichkeit ansprechende Form zu gießen.

Lassen Sie mich jeden dieser Punkte ganz kurz und nur andeutungsweise skizzieren. Bis ins frühe 18. Jahrhundert lag das Schwergewicht wirtschaftlichen Handelns im Haushalt, im Agrarbereich und im Kleinbetrieb mit relativ einfachen Produktions- und Bedürfnisstrukturen, relativ hohem Selbstversorgungsgrad und relativ niedrigem Warenaustausch über regionale Grenzen hinweg. Das Wirtschaftsleben war verhältnismäßig transparent und nicht

¹⁾Es ist nur von Theorien die Rede, die sich auf längere Zeit durchsetzen konnten und daher ein gewisses Maß an Erklärungskraft, logischer Konsistenz und wirtschaftspolitischer Entscheidungshilfe aufzuweisen haben.

schwer zu verstehen. Ein Bedarf für ausgeformte Wirtschaftstheorien bestand nicht; wirtschaftliche Fragen, Vorschläge und Wünsche konnten überwiegend den Betrachtungen über menschliches Verhalten im allgemeinen untergeordnet werden, was damals vor allem bedeutete, daß sie von der Philosophie, Theologie und Morallehre betreut wurden.

Mit der wachsenden Bedeutung von Handel, überregional bedeutsamen Städten, zunehmender Arbeitsteilung und beginnender industrieller Revolution verlor das Wirtschaftsleben seinen simplen Charakter. Es kam zur Verselbständigung wirtschaftlicher Prozesse, deren Ablauf und Auswirkungen - obwohl von tiefgreifender Bedeutung für immer weitere Bevölkerungsschichten - immer schwerer durchschaubar wurden. Das Erklärungsbedürfnis wurde zum kategorischen Imperativ und die ökonomische Theorie im modernen Sinn des Wortes erblickte das Licht der Welt. Das 18. Jahrhundert brachte Theorien und raschen Theoriewandel mit sich, der durch die Nennung von David Hume, Quesnay (Physiokraten), die Merkantilisten angedeutet werden kann und der schließlich mit Adam Smith und seinem "Reichtum der Nationen" einen Höhepunkt erreichte. Die "klassische" Theorie war geboren. Erkenntnisbedürfnis angesichts einer neuen und sich rasch wandelnden Situation sowie rasche theorieimmanente Fortschritte waren damals die treibenden Kräfte mit Adam Smith als genialem Geburtshelfer.

Ein halbes Jahrhundert später sehen wir England schon mitten in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen der industriellen Revolution. Eine ausgedehnte Fabriksproduktion, eine vom Land losgelöste Arbeitsbevölkerung und die Zerstörung traditioneller Einkommens- und Versorgungsmuster beherrschen die Szene. Die reichtumsmehrende Arbeitsteilung, die Adam Smith noch ins Zentrum seiner Betrachtungen stellen konnte, ist zur Selbstverständlichkeit geworden, bringt aber auch Nachteile mit sich. Die Problematik der Arbeitsteilung im Produktionsprozeß und insbesondere die scharf hervortretenden Konflikte um die Verteilung des Produktes unter den Bodenbesitzern, Kapitalisten und Arbeitern werfen neue Fragen aber auch starke Reformbedürfnisse auf. Sowohl Erklärungsbedürfnis wie Interessenschwerpunkte führen zu bedeutsamen Wandlungen in der Theorie: Ricardo und Marx legen die Grundsteine für neue Orientierungen.

Ähnlich läßt sich die "marginale Revolution" - Grenznutzenschule und allgemeine

Gleichgewichtstheorie mit ihren Gallionsfiguren Menger, Jevons und Walras - aus den früher erwähnten Faktoren "ableiten". So waren neue Tatsachen bedeutsam geworden, die früher wenig oder keine Bedeutung gehabt hatten. In den Zentren der führenden europäischen Staaten war eine breitere, wirtschaftlich bedeutsame Schicht von Konsumenten entstanden, deren Nachfragen über die Lebensnotwendigkeiten hinausging. Häufigere Verschiebungen von Preisen und Produktion auf tausenden Märkten schoben sich in den Vordergrund und verlangten nach gründlicherer Erklärung. Aus der Theorieentwicklung entsprangen Anstöße, da die früheren Theorien die Produktions- und Kostenelemente der Wirtschaft überbetont und die Nachfrageseite - Entscheidungsverhalten und Nachfragestrukturen - eher vernachlässigt hatten. Nun wurde übermäßiges Gewicht auf diesen an Bedeutung gewachsenen Faktor gelegt. Vermittelnd entwickelte Marshall seine Konstruktionen, welche Angebot und Nachfrage gleichmäÙiger gewichten sollten. Ebenfalls theorieimmanent wirkten neue methodologische Ansätze, nämlich die Einführung der marginalen Denkweise (Differentialrechnung).

Schließlich spielte das ideologische Element eine wichtige Rolle. Die Interessengegensätze zwischen Feudalaristokratie und industrieller Bourgeoisie, welche dem ricardianischen Ansatz politische Aktualität verliehen hatten, gehörten der Vergangenheit an. Als besitzende Klasse hatten sie nun gemeinsam ein Interesse, ihren Besitzstand und ihre ökonomische Macht gegenüber der wachsenden und unzufriedenen Schicht der Industriearbeiter zu zementieren. Die ricardianischen und erst recht die marxistischen Ansätze, welche den Verteilungsaspekt und den - historisch explosiven - Konfliktstoff im Wirtschaftsprozeß thematisieren, liefen diesen Interessen zuwider. Ein Theoriegebäude wie die Grenznutzenschule und die allgemeine Gleichgewichtstheorie, welches das Schwergewicht auf das Individuum und seine Konsumententscheidungen einerseits und auf den Interessenausgleich von Käufern und Verkäufern auf Konkurrenzmärkten andererseits verlagerte und damit das Idealbild eines zeitlos gültigen, harmonischen Wirtschaftsprozesses implizierte, entsprach genau den ideologischen Bedürfnissen der an der Erhaltung des status quo interessierten Gesellschaftsschichten.

Ich habe hier nur ganz kurz anhand der wichtigsten "Paradigmen", die im 19. Jahrhundert entstanden sind und deren Ansätze und Denkweisen auch heute noch wirksam sind, versucht zu zeigen, wie der sekuläre Wandel umfassender (globaler) ökonomischer Theorien durch veränderte äußere Umstände

theorieimmanente Entwicklungen und ideologische Einflüsse zustandekommt. Auf ähnliche Weise könnte man die theoretischen Neuerungen des 20. Jahrhunderts, die als "Wandel" klassifiziert werden können, analysieren. So kam es zur Entwicklung der Lehre von der "monopolistischen Konkurrenz", weil die Realität dem klassischen Konkurrenzmodell immer weniger entsprach, aber auch weil bessere Methoden die Durchleuchtung komplizierterer Marktformen ermöglichten; Keynes und Monetarismus (Neo-Neoklassik) entstanden in einer Welt, in der der finanzielle Sektor enorm an Bedeutung und Komplexität gewonnen hatte und mehr Beachtung erforderte und in der Konflikte zwischen Finanz- und Industriekapital einerseits und zwischen monopolistischer Selbstregulierung und staatlicher Reformtätigkeit andererseits für ideologische Konfrontationen sorgten.

Aber ich will nicht weiter auf die Details des Wandels und seiner Bewegkräfte eingehen, sondern mich jetzt der Tatsache zuwenden, daß der Wandel - wie schon erwähnt - keineswegs zu einer ständigen Ablöse alter Paradigmen und ihrem Ersatz durch neue, "verbesserte" führt, sondern daß verschiedene Ansätze nebeneinander fortexistieren und sich weiterentwickeln, ohne daß es zu einer Synthese oder friedlichen Koexistenz kommt. Dieser Umstand widerspricht dem Bild, das man sich normalerweise vom wissenschaftlichen Fortschritt macht und das man in vielen Zweigen der Naturwissenschaften auch weitgehend antrifft. Dort ist es doch so, daß im großen und ganzen ein im Zeitablauf relativ konstantes Gebilde - die Natur - mit fortschreitender Genauigkeit beobachtet, "hinterfragt" und schließlich theoretisch modelliert wird, wobei eine neue bzw. gewandelte Theorie sich aufgrund von Experimenten mit den vorangegangenen messen muß und bei genügendem Erfolg - d.h. bei methodologisch und praktisch höherer Effizienz - die alte Theorie verdrängt bzw. absorbiert. Von Zeit zu Zeit kommt es zu dem von Kuhn beschriebenen "Paradigmenwechsel", aber jederzeit gibt es eine oder wenige anerkannte "herrschende" Basistheorien. Der Rückblick auf frühere Theorien ist dogmenhistorisch von Interesse, hat aber wenig wissenschaftliche Aktualität.

Die eben angeführte Skizze des Theoriewandels in den Naturwissenschaften läßt bereits erkennen, warum die Dinge in der Ökonomie anders liegen müssen. Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften haben wir es in der Wirtschaft mit einem historischen Prozeß, mit einer sich in steter Bewegung befindlichen Materie zu tun. Wandel der Theorie kann hier nicht stetes Fortschreiten und stetige Verbesserung schon vorhandener Kenntnisse bedeuten, sondern ist die

Reaktion auf eine veränderte Umwelt, die zum Teil auf bisherige Kenntnisse aufbauen kann, zum Teil aber die neuen Phänomene mit neuen Werkzeugen in den Griff bekommen muß. Die Frage nach der jeweiligen Relevanz einer Theorie wird dadurch erschwert und sie kann auch nicht - wie das in vielen Zweigen der Naturwissenschaften der Fall ist - durch kontrollierte Experimente auf ihren harten Kern reduziert werden. Man ist auf die vom historischen Prozeß gelieferten Konstellationen angewiesen, aus denen man zwar mit Hilfe immer raffinierter statistisch-ökonomischer Methoden wichtige Informationen herauspressen kann, die aber meist doch keine endgültigen Antworten im Streit der Theorien liefern können.

Schließlich kommt das ideologische Element hinzu. Obwohl dieses - wie das Beispiel Galileis deutlich zeigt - auch in den Naturwissenschaften eine Rolle spielen kann, so steht doch der Naturwissenschaftler normalerweise den Ansätzen und Resultaten alternativer Theorien relativ leidenschaftslos gegenüber; die Kriterien der Relevanz und der Effizienz der Theorie stehen im Vordergrund.¹⁾ In der Ökonomie hingegen, wo gesamtwirtschaftliche Theorien eng mit politischen und gesellschaftlichen Fragestellungen und Konfliktstoffen verknüpft sind, ist es für Menschen, die eigenen Wertvorstellungen unterliegen und gesellschaftlichem Druck ausgesetzt sind, weit schwerer, bestimmte bevorzugte Theorien aufzugeben und jeden beliebigen Theoriewandel emotionslos - nur aufgrund objektiver Kriterien - zu akzeptieren.

Aber der entscheidendste Grund für die Koexistenz und Langlebigkeit verschiedenster ökonomischer Theorien ist wahrscheinlich die enorme und wachsende Komplexität der ökonomischen Realität. Sowohl in ihrer Verflechtung in einem bestimmten Zeitpunkt wie in ihrer Dynamik über längere Zeit hinweg stellt sie ein weit komplizierteres und weniger durchschaubares System dar als irgend etwas, was man in den Naturwissenschaften antrifft. Der Gedanke, der die Wirtschaftswissenschaften seit dem 18. Jahrhundert beflügelt, eine an den Naturwissenschaften im allgemeinen, bzw. an der mechanischen Physik im besonderen, orientierte "exakte" und umfassende Theorie des gesamtwirtschaftlichen Prozesses zu konstruieren, war wahrscheinlich von allem Anfang an ein heroisches, wenn nicht absurdes Unterfangen - eine Ansicht, die ja von der historischen

¹⁾Das heißt nicht, daß Naturwissenschaftler nicht aus persönlich-konservativen Interessen Theorien aufrechterhalten versuchen, mit denen sie aufgewachsen sind und zu deren Entwicklung sie beigetragen haben. Aber das ist keine ideologische Frage im oben verwendeten Sinn.

und der institutionellen Schule der Nationalökonomie mehrfach geäußert wurde. Ganz sinnlos ist diese Strategie jedoch nicht. Sie strebt an, ein theoretisches Minimum von einigermaßen verlässlichen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten und Tendenzen "exakt" herauszuarbeiten, welches es erlauben soll, bei verschiedensten ökonomischen Fragestellungen jene Querverbindungen, Folgewirkungen und globalen Abläufe in die Betrachtungen einzubeziehen, die ansonsten angesichts der Komplexität der Zusammenhänge außer Acht bleiben würde. Auf diese Art können bei ökonomischen Aktivitäten zumindest einige Überraschungen und Fehlleistungen vermieden werden.

Diese schwierige Aufgabe, welche sich die Wirtschaftswissenschaft - mehr als irgendein anderer Zweig der Sozialwissenschaften - auf theoretischem Gebiet gestellt hat, verlangt jedoch einen hohen Preis. Um überhaupt eine für längere Zeit und verschiedenste Regionen geltende globale Theorie erstellen zu können, muß ein außerordentlich hoher Abstraktionsgrad gewählt werden. Nun ist Abstraktion von vielen Elementen der Realität sicherlich die Essenz jedweder Theorie: Nur so ist es möglich die entscheidenden Faktoren und Zusammenhänge sichtbar zu machen, die in den Realerscheinungen durch eine Vielzahl unwichtigerer Einflüsse verdeckt sind. Die historische Variabilität und die enorme Komplexität des Wirtschaftslebens erzwingt aber in ökonomischen Globaltheorien einen Abstraktionsgrad, der weit über das hinausgeht, was in den Naturwissenschaften üblich oder in ökonomischen Theorien, die sich nur mit einem Teilausschnitt des Wirtschaftslebens befassen (z.B. Theorie der Wechselkurse), erforderlich ist.

Um den globalen Wirtschaftsprozeß in theoretisch ansprechbarer Form überhaupt in den Griff zu bekommen, ist jede Theorie gezwungen, sich auf einen Ausschnitt der als relevant anzusehenden Faktoren zu beschränken, um deren Funktionsweise dann in möglichst großem Detail zu analysieren. Das reicht schon aus für sehr komplizierte und langfristige Forschungsprogramme; die Einbeziehung weiterer, unter Umständen ebenfalls als relevant anerkannter Faktoren muß unterbleiben, wenn das theoretische Gerüst noch einigermaßen manipulierbar und aussagekräftig bleiben soll. Jede globale ökonomische Theorie ist daher - trotz ihres Anspruches den gesamten Wirtschaftsprozeß zu "erklären" - notwendigerweise nur eine Teiltheorie. Eine Teiltheorie deshalb, weil sie nur imstande ist, die Bedeutung und Wirkungsweise einer Teilnahme der relevanten Faktoren zu erfassen und theoretisch befriedigend zu modellieren.

Es sollte nun klar sein, wieso in der Ökonomie verschiedene Basistheorien auf Dauer koexistieren und konkurrieren können und wieso der Wandel gelegentlich nur Karussellcharakter hat. Indem verschiedene Theorien jeweils nur einige wesentliche Aspekte in den Mittelpunkt stellen können und andere notwendigerweise stiefmütterlich behandeln müssen, sehen sie nie die "ganze Sache". Der Untersuchungsgegenstand - die gesamte Wirtschaft - kann immer nur aus einer bestimmten, beschränkten Perspektive gesehen werden. Das ist es, was die Ökonomie zur "Multi-Paradigmen-Wissenschaft" macht, in welcher sich die verschiedenen Theorien nicht materiell deckungsgleich in rein logischer und empirischer Konkurrenz gegenüberstehen, sondern wo sie teils miteinander konkurrieren, teils einander ergänzen (bzw. ergänzen könnten).

Die Frage, welcher Teilausschnitt von relevanten Faktoren jeweils mit bestimmten Methoden und Ansätzen als Grundlage für eine Globaltheorie gewählt wird, führt zu unseren früheren Einflußfaktoren zurück: historische Konstellationen, methodologische Anstöße und ideologische Positionen sind hier wirksam. Gelegentlich werfen diese ganz neue Perspektiven auf, häufig jedoch verschieben sie die Gewichte von bisher bevorzugt behandelten Bestimmungsgrößen zu anderen, die weniger beachtet wurden. Dementsprechend vollzieht sich der Wandel der Ökonomie - immer bezogen auf umfassende Globaltheorien - nur in großen Zeitabständen in der Form bahnbrechend neuer Ansätze ("Revolutionen"); weit häufiger ermöglicht die Verschiebung von Gewichten den Rückgriff auf Vorläufer, deren Perspektiven aufgenommen, weiterentwickelt und den geänderten Umständen angepaßt werden. Die sogenannte "monetaristische Revolution" der Sechzigerjahre mit ihrem durch die Inflationsproblematik ausgelösten eklatanten Rückgriff auf die Quantitätstheorie und die allgemeine Gleichgewichtstheorie ist ein klassisches (oder besser: "neo-klassisches") Beispiel für einen solchen Prozeß, der sich dann im Sog einer breiten konservativen Welle rasch ausbreiten konnte.

Lassen Sie mich zum Abschluß - ohne den nun folgenden Referaten und Diskussionen vorgeifen zu wollen - ein paar Überlegungen zum Thema dieser Tagung vorbringen, die sich aus dem Gesagten ergeben. Die viel beschworene "Krise der Wirtschaftswissenschaft" und die damit verbundene Forderung nach bzw. Hoffnung auf einen Wandel der ökonomischen Theorie haben verschiedene Wurzeln. Es geht dabei zum Teil um echte Probleme, zum Teil um Mißverständnisse.

Wenn man von einer "Krise der Wirtschaftswissenschaft" spricht, weil man über ihre Unfähigkeit empört ist, wirksame und womöglich auch einfach-einleuchtende Rezepte zur Überwindung der realen Krisenerscheinungen zu liefern, dann beruht der Vorwurf sicher auf einem Mißverständnis. Sowohl von der Materie her - wir leben in einem störungsanfälligen Wirtschaftssystem - wie vom erreichbaren Wissensstand her - siehe die früher erwähnte Komplexität der Zusammenhänge -, wie auch von der Frage der Konfliktträchtigkeit und politischen Durchsetzbarkeit her ist die Erwartung, das solche "Lösungen" geliefert werden können, ebenso unreal, wie wenn man von der Medizin Rezepte für dauernde und ungebrochene Gesundheit erwarten würde. Was man von den ökonomischen Theorien bestenfalls erwarten kann, ist die Diagnostizierung verschiedener Störungen und Störungsursachen und die möglichst weitgehende Aufhellung der Mechanismen, die innerhalb des bestehenden Wirtschaftssystems und/oder über dieses hinausgehend zur Bewältigung von Krisensituationen eingesetzt werden können. Da dabei unweigerlich Interessen- und Verteilungskonflikte ins Spiel kommen, ist es klar, daß man auf keinen Fall allgemein gültig, dem "Wesen der Wirtschaft" entsprechende Aussagen erwarten darf.

Daß es zu überzogenen Erwartungen und dann zu entsprechenden Enttäuschungen bezüglich der Leistungsfähigkeit der ökonomischen Theorie kam, ist allerdings - das soll nicht verschwiegen werden - nicht zuletzt die Schuld der ökonomischen Theoretiker selbst. Theoretisch und ideologisch in ihre Basismodelle verliebt, vergessen sie nur allzuoft den hohen Abstraktionsgrad und den partiellen Erklärungsbereich ihrer Konstruktionen und vollziehen mit großer Leichtfertigkeit und ohne Skrupel den Schritt vom idealtypischen theoretischen Modell zur wirtschaftspolitischen Rezeptur. Unter Vernachlässigung der von konkurrierenden Theorien aufgeworfenen Fragen und Probleme sowie historischer, soziologischer und politischer Rahmenbedingungen bieten sie simple "Ideallösungen" an, die dann in der Praxis scheitern müssen.

Der Vorwurf, die Wirtschaftswissenschaft befinde sich in einer Krise, weil sie keine (einfachen?) Problemlösungen anzubieten habe, ist also meiner Meinung nach - ebenso wie bei vielen anderen Wissenschaften - nicht zulässig. Das heißt aber nicht, daß es überhaupt keine Krisenerscheinungen in der Wirtschaftswissenschaft gibt. Es gibt sie. Nur liegen sie nicht in der beschränkten Leistungsfähigkeit der Theorien (so bedauerlich sie auch ist) noch in der konkurrierenden Vielzahl von Theorien. Krisenerscheinungen

sind, wie mir scheint, gegenwärtig eher in folgenden zwei Richtungen zu finden.

Erstens sind derzeit - sowohl auf akademischem Boden wie in der wirtschaftspolitischen Diskussion - die Gewichte zwischen den diversen Theorien sehr ungleich und damit erkenntnishemmend verteilt. Es würde hier zu weit führen zu analysieren, welche Faktoren zur Renaissance der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie und zu ihrer immer weiteren Ausuferung geführt haben. Tatsache ist, daß die formal-theoretische Ergiebigkeit dieses Ansatzes - er bietet geradezu barocke Möglichkeiten für immer neue modische Varianten - wie auch seine ideologisch-legitimierende Verwertbarkeit für konservative Zielsetzungen in einem Maße zur Verdrängung anderer Richtungen geführt haben, daß die theoretische Entwicklung und die wirtschaftspolitische Diskussion dadurch ernstlich verzerrt und beschnitten werden. Hier fehlt es an theoretischer und ideologischer Kritik, die zur Wiederherstellung einer größeren Ausgewogenheit führen könnte.

Der zweite Punkt betrifft unmittelbar die Frage des Wandels der ökonomischen Theorien. Es würde gegenwärtig nicht genügen, die Vorherrschaft der neoklassischen Schulen zu brechen und konkurrierenden bzw. ergänzenden Sichtweisen mehr Spielraum zu gewähren. In jüngster Zeit sind so viele neue Faktoren relevant geworden und haben sich verschiedene längerfristige Tendenzen derart beschleunigt, daß man sich mehr echten Wandel in der ökonomischen Theorie wünschen würde, also die Ergänzung und Ersetzung mancher herrschenden Modelle durch neue globale, basistheoretische Ansätze. Nur schlagwortartig möchte ich ein paar Faktoren aufzählen, welche in solchen Theorien einen prominenteren Platz einnehmen könnten: Ökologie, Multis, neue internationale Arbeitsteilung, neue Technologien (Mikroelektronik), alternative soziale und ökonomische Gruppierungen etc. Neuerungen ("Revolutionen") in dieser Richtung könnten zu wichtigen neuen Erkenntnissen und Perspektiven beitragen, könnten den intellektuellen Diskussionen mehr Schwere verleihen, wie das etwa in jenen "Years of High Theory" (Shackle) der Fall war, als Keynes das herrschende Paradigma in Unruhe versetzt hatte.

Einen Keynes, einen Schumpeter, einen Marx, einen echten Wandel der Theorie kann man allerdings nicht fabrizieren. In der Zwischenzeit muß der Fortschritt nicht stillstehen. Aus der Erkenntnis, daß eine umfassende Theorie, die einer

eng verflochtenen, interdependenten wirtschaftlichen und sozialen Welt voll entsprechen würde, ein unerreichbares Wunschbild bleiben muß, ergibt sich als aussichtsreichste Strategie die Weiterentwicklung vorhandener Basistheorien, die sich in bestimmten Situationen bewährt haben, und die dann - je nach Problemstellung, Rahmenbedingungen, Interessenlage - praktisch eingesetzt werden können. Die Verwendung der Basistheorien als "box of tools" und ihre Ergänzung durch immer bessere und aktuellere Teiltheorien und durch interdisziplinäre Zusammenarbeit, um die Isolierung von anderen sozialen Bereichen zu vermeiden - das ist eine tragfähige Strategie für den wissenschaftlichen Alltag. Den großen Wandel können wir bestenfalls an Feiertagen erwarten.

Professor Dr. Johan Galtung

ÖKONOMISMUS ALS OKZIDENTALISMUS

Diesem Vortrag*) liegt die Ausgangsthese zugrunde, daß die Ökonomie als Wissenschaft, so wie sie sich heute darstellt, im großen und ganzen ein Okzidentalismus - sogar eine recht extreme Form westlichen Denkens - ist, die sich ihrer erkenntnistheoretischen und entstehungsgeschichtlichen Wurzeln nicht bewußt ist. Diese These ist keineswegs neu, doch besteht stets die Möglichkeit, noch etwas Neues hinzuzufügen - ein Versuch, der hier unternommen werden soll.

Dabei wird in drei Stufen vorgegangen. Zunächst wird ganz generell auf den homo occidentalis, 'den abendländischen Menschen (der gemeinhin ein Mann ist), eingegangen. Dann wird der homo occidentalis oeconomicus, d.h. die mit Ökonomie befaßte Subspezies, behandelt. Den Schluß bilden einige Bemerkungen über eine Sub-Subspezies: den homo occidentalis oeconomicus axiomaticus, eine besondere Ausprägung des homo occidentalis oeconomicus.

Allem liegt die simple Arbeitshypothese zugrunde, daß das menschliche Gehirn in vier Teile zerfällt. Zunächst gibt es die Trennung zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein; das letzte speichert undeutliche Vorstellungen, die das Verhalten entscheidend beeinflussen, jedoch vom jeweiligen Menschen nur selten wahrgenommen oder sich bewußt gemacht werden. Das Bewußtsein verfügt über klare Vorstellungen. Außerdem läßt sich das Gehirn in eine rechte und eine linke Seite aufteilen. Im Unterbewußtsein führt dies - wie z.B. Ornstein herausgearbeitet hat -- zu einer Arbeitsteilung im Gehirn zwischen einem linken analytischen und einem rechten synthetischen Teil, oder wie ich es lieber bezeichnen möchte: zwischen einem atomistisch/deduktiven und einem holistisch/dialektischen.

*) Diesem Beitrag lag ein Manuskript in englischer Sprache zugrunde.
Rainer Erbe, Hamburg, übersetzte den Text ins Deutsche.

Im Bewußtsein entspricht dem die im politischen Bereich übliche Einteilung in linke und rechte Denkweisen. Die linken sind eher marxistisch, die rechten mehr liberal/konservativ ausgerichtet. Es wird deutlich gemacht werden, daß sowohl zwischen den beiden rechten als auch zwischen den beiden linken Seiten keine Beziehung besteht: Sowohl die marxistische als auch die liberal/konservative Denkweise sind Beispiele des analytischen abendländischen Denkens.

1. Homo occidentalis

Den homo occidentalis zu charakterisieren heißt die westliche Zivilisation zu charakterisieren. Ich baue dabei auf einer Forschungstradition auf, die ich als "soziale Kosmologie" bezeichne, und insbesondere auf sechs fundamentalen Annahmen, die m.E. für den homo occidentalis charakteristisch sind.

RAUM: Der Westen, insbesondere Westeuropa und Nordamerika, bilden das Zentrum der Welt, während der Rest zur Peripherie zählt. Das Zentrum stellt die wichtigste gestaltende Kraft dar.

ZEIT: Der gesellschaftliche Prozeß ist gerichtet, er schreite voran - vom Niedrigen zum Hohen usw, er muß aber auch Krisen bewältigen und endet möglicherweise gut, mit einem positiven Endzustand.

WISSEN: Die Welt kann mittels einer sehr kleinen Zahl von Dimensionen verstanden werden, letztlich kann die Welt eindimensional gesehen werden; atomistische und deduktivistische Denkweisen.

MENSCH-
NATUR: Der Mensch ist der Natur übergeordnet.

MENSCH-
MENSCH: Der Mensch herrscht über Menschen, sowohl in bezug auf Individuen als auch in bezug auf Klassen oder Nationen; einige sind gleicher als andere.

MENSCH-
GOTT:

Gott oder irgendeine Ideologie/ein Prinzip sind dem
Menschen übergeordnet.

Dies sind die sechs grundlegenden Randbedingungen, die Beschränkungen, denen die Wahrnehmung unterliegt. Es ließe sich viel über sie sagen, hier genügt jedoch die Bemerkung, daß wir, falls wir sie alle negieren würden, eine Kosmologie erhielten, die in den rechten Teil des Unterbewußtseins unseres Gehirns passen würde. Sie wird charakterisiert durch das völlige Fehlen einer Dichotomie zwischen Zentrum und Peripherie, mit anderen Worten durch eine flachere, nicht so stark abgestufte globale Landschaft; auch durch eine mehr schwankende oder gleichmäßige Zeitdimension, die nicht so steil nach oben gerichtet ist; durch die Tendenz, die Dinge als Elemente von Gruppen zu sehen, die alle die gleiche Bedeutung haben und die nicht in deduktiven, steilen Pyramiden angeordnet sind; durch Partnerschaft zwischen Mensch und Natur; und durch Partnerschaft zwischen Gott und den Menschen, wodurch jedes starke Gefälle zwischen Gott und Natur, mit verschiedenen Zwischenstufen von Männern und Frauen, wie es auf den ersten Seiten der Bibel in der Schöpfungsgeschichte beschrieben ist, vermieden wird. Der Theravada-Buddhismus kann dafür als Beispiel dienen.

2. Homo occidentalis oeconomicus

Hierbei handelt es sich um eine Ausprägung des homo occidentalis: Es ist der homo occidentalis, der sich daran macht, die Ökonomie als Wissenschaft zu konstituieren. Übernehmen wir die Definition, daß die Wirtschaft der Teil des sozialen Systems ist, der sich mit Produktion, Verteilung und Verbrauch von Gütern und Dienstleistungen (einschließlich solcher, die Schaden stiften) befaßt; daß die Ökonomie die Wissenschaft ist, die Praxis und Theorie des Wirtschaftslebens systematisch abhandelt; und daß der Ökonom der wirtschaftswissenschaftliche Spezialist ist. Und fragen wir dann schlicht: Welche Art von Wirtschaftswissenschaft wird sich angesichts dieser Definitionen und der zugrunde liegenden Kosmologie wohl entwickeln?

Die Antwort ist recht einfach. Greift man auf die sechs oben angeführten Kategorien zurück, so kommt man zu dem Schluß, daß es Aufgabe Nummer (1) wäre, die Ökonomie so auszugestalten, daß das Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie - wobei das Zentrum der Westen ist - aufrechterhalten oder gar verstärkt werden kann. Das naheliegendste Instrument dazu ist eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Weltteilen dergestalt, daß der Westen das Kernstück und die nicht-westlichen Länder einen Randbereich der Weltwirtschaft darstellen. Um diesen Zustand auch unter sich verändernden Bedingungen zu legitimieren, bedürfte es einer Doktrin wie der Theorie des komparativen Vorteils. Es wäre wichtig, die Ökonomie so zu gestalten, daß Handelstransaktionen für beide Seiten oder alle Beteiligten gleichermaßen vorteilhaft erscheinen und der unter Wasser verborgene Teil des Eisbergs unsichtbar bleibt, indem solche Dimensionen als "Externalitäten" abgehandelt werden. Hier liegt natürlich der Ansatzpunkt der Theorie der Ausbeutungsbeziehungen, die zwischen einzelnen Gebieten, Staaten und Regionen bestehen.

Aufgabe Nummer (2) wäre es, der Wirtschaft eine Richtung, eine Dimension des Fortschritts zu geben. Es erübrigt sich zu betonen, daß hier die Theorie vom Wirtschaftswachstum ins Spiel kommt, genau in dem Sinne, daß Wirtschaftswachstum zum grundlegenden Ziel des Systems erhoben wird, von dem alle anderen Ziele abgeleitet werden; es geht beispielsweise nicht um die "Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse". Indem Wachstum, nicht etwa Niveau, zum Ziel erklärt wird, wird nicht nur eine dynamische - im Gegensatz zu einer statischen - Gesellschaftsform garantiert, sondern auch eine, die als Verkörperung der Fortschrittsidee aufgefaßt werden kann.

Aufgabe Nummer (3) muß es gewesen sein, die Schlüsselgröße zu finden, von der alles andere abhängt, d.h. die unabhängige Variable, gegenüber der "Wirtschaftswachstum" die abhängige Größe ist. Die spätere Operationalisierung der Größe "Wirtschaftswachstum", d.h. ihre Erfassung in Form von Veränderungen des Bruttosozialpro-

duktes (berechnet pro Kopf, um demokratischen Wertvorstellungen Rechnung zu tragen), machte die Produktion und den Verkauf, d.h. die Industrialisierung und Kommerzialisierung zu Schlüsselfaktoren des Wachstums. Aber sie ließen sich auf andere Variable zurückführen, wie z.B. auf Spar- und Investitionsquoten, Unternehmertum, Verfügbarkeit oder Mangel an Rohstoffen, vorhandene oder fehlende Autonomie und Produktivität. Die Vorstellung, welche Variable die ausschlaggebende sei, wechselte im Laufe der Zeiten sicherlich. Die Idee, daß es nur eine Variable sein solle - oder allenfalls zwei -, blieb jedoch bestehen. Eine der simpelsten Größen ist dabei die Kapitalproduktivität: reichlicher Gewinn für das investierte Kapital.

Aufgabe Nummer (4) war es, die Volkswirtschaft so zu organisieren, daß der Mensch über der Natur stand. Dies besorgte der Industrialismus, und die Ökonomie begrüßte ihn freudig. Das Konzept der Naturproduktivität trägt noch zusätzlich zur Auspowerung der Natur bei.

Aufgabe Nummer (5) bestand darin, die Herrschaft des Menschen über den Menschen zu institutionalisieren. Ihr nahm sich der Kapitalismus an mittels der Trennung zwischen Käufern und Verkäufern von Arbeit, wobei die ersteren die einzigen Nachfrager auf dem Markt sind, während die letzteren nichts außer ihrer Arbeit anzubieten haben. Das Konzept der Arbeitsproduktivität trägt ein übriges zur Ausbeutung der Arbeit bei.

Dann gab es noch die Aufgabe Nummer (6): ein Prinzip, das einen transzendentalen Gott ersetzen konnte, dessen Stern am Sinken war. In gewisser Hinsicht eignet sich des Gedankengebäude der Wirtschaftswissenschaft insgesamt für diesen Zweck. Falls jedoch ein Element ausgewählt und zur Grundnorm für alle Nationen und Menschen gemacht werden sollte, so war dazu zweifellos das Wirtschaftswachstum mit seinem intellektuellen Satelliten, der Produktivität, prädestiniert.

Anders ausgedrückt, die Wirtschaftswissenschaften wurden in voller Obereinstimmung mit den ihnen zugrundeliegenden Prinzipien entwickelt und genau aus diesem Grund bestand bis vor kurzem die Tendenz, sie kritiklos zu akzeptieren. Wenn sie heutzutage in Frage gestellt werden, so nicht deswegen, weil die Grundprinzipien in Frage gestellt werden, sondern nur weil die Wirtschaft sich anscheinend nicht gemäß diesen Prinzipien verhält, und die Wirtschaftswissenschaften im allgemeinen und die Ökonomen im besonderen dann dafür oftmals verantwortlich gemacht werden. Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb ich es für wichtig halte, die Beziehungen zwischen den Grundannahmen des homo occidentalis und ihrer präziseren Formulierung im Bereich der Ökonomie durch den homo occidentalis oeconomicus so deutlich wie möglich herauszuarbeiten, so wie es durch den hier gewählten Aufbau geschieht.

3. Homo occidentalis oeconomicus axiomaticus

Als sich die Wirtschaft in eine kapitalistische Richtung, die auf Industrialismus und Kommerzialisismus basierte, weiterentwickelte, schritt auch die Ökonomie als Wissenschaft weiter fort. Bei diesem Prozeß lassen sich zwei interessante Phänomene beobachten.

Erstens muß jede wissenschaftliche Fachrichtung Schwerpunkte bilden, eine Auswahl muß getroffen werden. Sie kann sich nicht mit allem befassen, ansonsten würde sie aufhören, Wissenschaft zu sein. Die Betonung einiger weniger Variabler bringt es jedoch unausweichlich mit sich, daß andere in den Hintergrund treten. Dadurch kann sich im Laufe der Zeit eine Vernachlässigung ganzer Problembereiche ergeben, die sogar so weit gehen kann, daß ausgeprägte Lücken nicht nur in der Wissenschaft und ihrem Thesengebäude entstehen, sondern auch in den Köpfen der Vertreter der jeweiligen Disziplin, in casu der Wirtschaftswissenschaftler. Konkreter gesprochen, es erscheint nützlich, sechs solche Lücken aufzuzeigen, die dem Ökonomengehirn eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schweizer Käse verschaffen.

Bei diesen Lücken, zu denen später noch eine Lücke Nummer (7) hinzugefügt wird, handelt es sich um folgende:

- (1) Natur. Die Natur wird zwar als Rohstoffquelle wahrgenommen, aber nicht als ein System an sich, das eigene Kriterien für Gleichgewicht, Wachstum und Entwicklung besitzt.
- (2) Mensch. Menschen werden als Arbeitskräfte und Konsumenten betrachtet, jedoch nicht als menschliche Wesen an sich, mit eigenständigen Grundbedürfnissen, von denen nur ein Teil materieller Art ist, und eigenständigen Kriterien für Gleichgewicht, Wachstum und Entwicklung.
- (3) Kultur. Kultur wird als ein bedeutsamer Parameter angesehen, der das Wirtschaftswachstum beeinflusst, für gewöhnlich erfolgt eine Unterteilung in "primitiv", "traditionell" und "modern". Dieser Blickwinkel bringt eine eindeutige Bewertung von Kulturen mit sich, den höchsten Rang nehmen die Kulturen ein, die dem Wirtschaftswachstum am dienlichsten sind. Es gibt wenig oder kein Verständnis für eine Kultur als solche, die eigene Kriterien für Gleichgewicht, Wachstum und Entwicklung hat, die wiederum stark geprägt sind vom Verhältnis zur Natur, zu seelischen Werten von Mann und Frau, zur menschlichen Entwicklung.
- (4) Geschichte. Es existiert ein Zeitbewußtsein, andernfalls wäre die Analyse dynamischer Systeme unmöglich, die vom Primat des Wirtschaftswachstums angeregt und erfüllt ist. Aber es gibt wenig oder gar kein Verständnis von Geschichte als Abfolge von Transformationen, Diskontinuitäten und grundlegenden Veränderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Der Zeithorizont bleibt im wesentlichen auf Konjunkturzyklen beschränkt, vielleicht kommen noch Kondratieff-Zyklen, jedoch kaum langfristige historische Dimensionen, hinzu.
- (5) Sozialstruktur. Die Einkommensverteilung wird wahrgenommen, manchmal allerdings auf einige simple Parameter von Einkommensverteilungskurven reduziert. Aber gesellschaftliche Klassen werden selten adäquat berücksichtigt, insbesondere gilt dies

für klassenspezifische Interessen, die auch die gesellschaftliche Funktion der Ökonomen selbst und ihre Klassenposition etwas näher beleuchten würden.

- (6) Globale Strukturen. Handelsrouten und der Wirtschaftsgeographie ganz allgemein wird Aufmerksamkeit geschenkt, die internationalen politischen Strukturen werden dagegen wenig oder gar nicht beachtet. Die Welt wird in Staatengruppen eingeteilt, ganz ähnlich der Aufteilung von Gesellschaften in einzelne Personengruppen, und zwar nach ökonomischen Kriterien (wie des BSP pro Kopf oder des Einkommens des Einzelnen/der Familie). Danach werden willkürliche Trennungslinien gezogen, um eine Gruppierung der Welt in Nationen oder der Gesellschaft in Personen, die tatsächlich oder potentiell als gemeinsam Handelnde auftreten könnten, zu vermeiden. Ohne eine solche Gruppierung kann keine wirkliche Strukturvorstellung entstehen, sondern lediglich eine Ansammlung klassifizierter Nationen und Menschen.

Ich halte es für angemessen, die ersten drei dieser Lücken eher dem linken Teil des Bewußtseins zuzuordnen, weil es sich hierbei um Lücken handelt, die vornehmlich Ökonomen mit marxistischer Orientierung betreffen. Solche Ökonomen sind in der Regel in der Lage, Wirtschaftsgeschichte, soziale und globale Strukturen gut zu erfassen. Entsprechend sind die letzten drei Lücken vor allem bei Ökonomen mit liberaler/konservativer Prägung anzutreffen; diese haben dagegen oftmals mehr Verständnis für die Natur, die menschliche Seele und die Kultur. Ich würde jedoch nicht behaupten, daß eine Symmetrie besteht. Ich denke, daß die marxistischen Ökonomen im allgemeinen mehr von den drei Dingen auf der rechten Seite verstehen als die liberalen/konservativen Ökonomen von den drei Dingen auf der linken Seite. Im übrigen scheinen sich in der Praxis die beiden Typen anzunähern, so daß die obigen Ausführungen lediglich einige Hinweise auf Tendenzen geben, die entstehen, wenn es zu einer Aufteilung der Unkenntnis zwischen beiden Gruppen kommt. Im Grundsatz ist ihnen die Unkenntnis gemeinsam. Ihr läßt sich eine siebte Lücke hinzufügen:

- (7) Philosophie. Der homo occidentalis oeconomicus nimmt kaum wahr, daß es ihm an Bewußtsein über solche Dinge mangelt. Es existiert eine unreflektierte, geradezu jungfräuliche Unschuld, die in gewisser Weise anziehend wirkte, wäre sie nicht so gefährlich. Zwar weist jeder, sowohl der Mensch im allgemeinen, als auch der Sozialwissenschaftler im besonderen, Lücken im Bewußtsein auf. Die Gefahr besteht darin, daß nicht jeder über so viel Macht verfügt wie die Ökonomen, die die Hohepriester des Subsystems sind, das der Träger des Zivilisationscodes der abendländischen Gesellschaft, des Wirtschaftssystems, ist. Selbstverständlich gibt es noch andere Träger dieser Art, insbesondere das militärische Subsystem - aber zumindest in Zeiten des Friedens oder in Abwesenheit eines offenen Krieges hat die Wirtschaft die größte Bedeutung. Daher ist es besonders wichtig zu wissen, wie Ökonomen denken bzw. wie sie nicht denken, da dies das Leben von uns allen beeinflußt.

Die Grundidee der vorangegangenen Ausführungen ist nicht, daß es keine Einsicht in die Natur, den Menschen, die Kultur, Geschichte, Sozialstruktur, Globalstruktur und die Philosophie gäbe. Ausschlaggebend ist, daß die Einsicht durch einen Reduktionismus pervertiert ist, der sowohl den Belangen der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaft, als auch dem geistigen Gleichgewicht der Ökonomen dient, und der in seinen Konsequenzen sehr gefährlich sein kann. Dies führt uns geradewegs zum zweiten Gegenstand dieses Abschnitts.

Der zweite Faktor ist die Errichtung einer Axiomatik, die Tendenz, gedankliche Systeme in Form von recht hierarchischen deduktiven Pyramiden zu gestalten. Dabei geht es nicht so sehr um die Frage, wie diese Pyramiden im einzelnen aussehen, d.h. was an der Spitze steht und was weiter unten folgt. Entscheidend ist vielmehr ein Charakteristikum, das alle Pyramiden gemeinsam haben: Wenn sie erst einmal durchkonstruiert sind, entwickeln sie eine Tendenz zur Perfektion, d.h. alle empirisch abgesicherten Lehrsätze über die ökonomische Realität - und nur sie - lassen sich

aus den Hauptprinzipien korrekt ableiten. In diesem Stadium erlaubt das System dann so gut wie keine Veränderungen mehr. Alle Veränderungen - in den wichtigsten Axiomen, auf der mittleren Ebene oder durch nicht Nichtbestätigung empirischer "Gesetze" -- können größere Störungen im System verursachen, die mit steigender Perfektion des Systems immer schwerwiegender ausfallen. Mathematische Formulierung macht es noch starrer und für Außenstehende noch weniger zugänglich; mit anderen Worten: noch theologischer. Dies ist gemeinhin das Werk junger Wissenschaftler und eher der Ausfluß von Intelligenz als von Weisheit.

Diese Lage bedingt eine bedeutsame Dialektik zwischen den beiden Aspekten der Lücken und der Pyramide: Je vollkommener die Pyramide, desto unwahrscheinlicher wird es, daß die sechs Lücken im Theoriegebäude der Ökonomie wahrgenommen werden. Das System ist so leicht nicht mehr zu ändern, wenn es erst einmal konstruiert ist. Es besteht ein festgefügtes Interesse an ihm, schon weil es schwierig zu erlernen und noch schwieriger wieder zu verlernen ist. Außerdem haben die Axiome an der Spitze der Pyramide einen ähnlichen Status wie die Glaubenssätze einer Religion: Sie sind das Ergebnis der Arbeit von Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten, in denen versucht wurde, das menschliche Denken in knappen, klaren Sätzen zusammenzufassen. Sie in Frage zu stellen, heißt die Ökonomie insgesamt in Frage zu stellen - und nicht nur die wenigen Ökonomen, die diese Formulierungen schufen. Und: die Ökonomie in Frage zu stellen ist gleichbedeutend mit der Infragestellung des Wirtschaftssystems und damit des Westens.

Es ist somit recht klar erkennbar, wie die Wirtschaftstheorie tatsächlich konstruiert wurde. Sie mußte dynamisch sein, den Übergang vom Aristotelischen zum Galileischen Denken, vom Substanzbegriff zum Funktionsbegriff (Cassirer) widerspiegeln. Die Mechanik in einem dynamischen, nicht in einem statischen Sinn, wurde zum Modell. Und gibt es in der Mechanik etwas Eindrucksvolleres als die Newtonschen Bewegungsgesetze? Um etwas zu bewegen, muß es beschleunigt werden, und das zweite Bewegungsgesetz sagt uns, daß

die Beschleunigung proportional zur Größe der eingesetzten "Kraft" oder des "Schubes" und umgekehrt proportional zum Ausmaß an "Trägheit", d.h. der Masse, sein wird. Sehr vereinfacht ausgedrückt: Die Bewegung ist abhängig von der eingesetzten Kraft und vom Ausmaß des Widerstandes, der Trägheit. Ersteres läßt sich mit dem Umfang des Kapitaleinsatzes, letzteres mit dem Ausmaß an "Traditionalismus", "Korruption", "Mangel an unternehmerischer Initiative" usw. bezeichnen. Von hier bis zu den berühmten Harrod-Domar-Gleichungen oder ähnlichen Ausprägungen der orthodoxen Ökonomie ist nur noch ein kleiner Schritt; es entsteht eine akulturelle und ahistorische Theorie, der raum- und zeitlose Gültigkeit zugeschrieben wird.

Kurzum: der homo occidentalis oeconomicus wird zum idealen Diener des Systems, nicht so sehr aufgrund seiner Kenntnisse, sondern vielmehr wegen seiner partiellen Blindheit. Die erwähnten sechs blinden Stellen sind die Garantie, daß von ihm keine Warnsignale kommen, sondern von ihm dem System grünes Licht gegeben wird, so fortzufahren wie vorgesehen. Von der "déformation professionnelle" bis zum "nützlichen Fachidioten" ist es nur ein kleiner Schritt.

Um dieses Kapitel abzuschließen: Ich habe den Versuch unternommen, zu zeigen, daß die Art und Weise, wie Ökonomen denken und handeln, keinesfalls zufällig ist. Sie ist vielmehr die getreuliche Übertragung der Grundlagen des abendländischen Weltbildes auf den Bereich der Ökonomie, wie er vom homo occidentalis oeconomicus wahrgenommen und geschaffen wird.

Je stärker dieses intellektuelle System perfektioniert wird, desto absurder wird es. Aber das System hat einen bestimmten Selbstwert und kann die vom gleichen System verursachten sozioökonomischen Krisen u.U. leicht überleben. Denn dieses Denken besitzt eine gewisse innere Logik; es ist gut durchkonstruiert. Weite Bereiche bleiben widerspruchsfrei bei dem Versuch, eine widersprüchliche Wirklichkeit widerzuspiegeln.

Abbildung 1: Homo occidentalis oeconomicus axiomaticus:
Gehirnmodell

LINKS

RECHTS

BEWUßTSEIN

PHILOSOPHIE

KULTUR

GESCHICHTE

MENSCHEN

(1) Komparativer Vor-
teil, Zentrum-Peri-
pherie-Handel

SOZIALSTRUKTUR

GLOBALSTRUKTUR

NATUR

(2) Wirtschaftswachstum

(3) Spar/Investitionsquoten
Unternehmertum, Produktivität

(4) Industrialismus

(5) Kapitalismus: (privater, staatlicher)

(6) Ökonomismus: Wachstum, Produktivität

- (1) Raum: Okzident im Zentrum
- (2) Zeit: Fortschritt; Krise;
Endzustand
- (3) Erkenntnis: Eindimensional;
atomistisch/deduktiv
- (4) Der Mensch steht über der Natur
- (5) Der Mensch beherrscht den Menschen
- (6) Gott/ein Prinzip/ eine Ideologie
steht über dem Menschen

TABULA RASA

UNTERBEWUßTSEIN

Die sich heute stellende Frage lautet, wie die Krise durch die Tatsache beeinflußt wird, daß ein hoher Prozentsatz der Menschen an der Spitze der Gesellschaft über einen Verstand verfügt, der in

dieser oder einer ähnlichen Weise programmiert ist. Mit Spitze meine ich nicht die Geschäftsleute, die Risiken eingehen und von der sich verschärfenden Krise schwer getroffen werden können. Ich meine die Experten, das ökonomische Pontifikat, die Spitzen der Priesterschaft - diejenigen, die den Kurs bestimmen, sich aber schleunigst aus dem Staube machen und ungestraft davonkommen, ganz gleich, wie verzerrt ihre Vorstellung von der Realität auch sein mag.

Am Samstag abend wurde die Diskussion über Einzelaspekte der verschiedenen Forschungsansätze in zwei Arbeitsgruppen fortgesetzt. In der Gruppe 1 versammelten sich diejenigen Teilnehmer, die die theoretischen Richtungen des Postkeynesianismus und der neoklassischen Kapitalismustheorie weiter erörtern wollten; in der Gruppe 2 wurde die Diskussion über Institutionalismus und ökologisch orientierte Wirtschaftswissenschaft vertieft.

Bericht aus der Arbeitsgruppe 1:

Professor Dr. Rainer K ü n z e l, Osnabrück

Da ich mir nicht bewußt war, daß mit der Diskussionsleitung die Verpflichtung zur Berichterstattung verbunden ist und meine Aufzeichnungen folglich nur Punkte betreffen, die mich besonders Interessiert haben, kann mein Bericht weder ausgewogen noch umfassend sein.

Grundlage der Diskussion in der ersten Arbeitsgruppe waren die Referate von Herrn Binswanger über die Elemente einer ökologisch orientierten Wirtschaftswissenschaft und von Herrn Steppacher über die Grundpostulate der institutionellen Ökonomik.

Wir haben zunächst noch einmal das Verhältnis der institutionell ausgerichteten Theorieansätze zu den übrigen, eher funktionalistischen Theorien im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede erörtert. Dabei wurde näher auf den Institutionsbegriff eingegangen, der nicht nur gesellschaftliche Einrichtungen, Organisationen, Apparate meint, sondern viel allgemeiner: stabilisierte Denk- und Verhaltensweisen. Dann ist die Bedeutung der für alle funktionalistischen Theorien zentralen Annahme rationalen Verhaltens auch für die Ansätze der institutionellen Ökonomik diskutiert und an verschiedenen Beispielen die Schwierigkeit demonstriert worden, rationales von nichtrationalem Verhalten zu unterscheiden. Die These, daß sich letzten Endes jedes Verhalten als Ergebnis eines rationalen Entscheidungsprozesses interpretieren lasse, fand jedenfalls keine ungeteilte Zustimmung.

Auch das Problem der Asymmetrie wurde an Beispielen aus Ländern der Dritten Welt noch einmal verdeutlicht. Im Anschluß hieran kam die Frage auf, warum die in den Thesen Steppachers vorgestellten sehr allgemeinen analytischen Konzeptionen der Institutionisten, wie Asymmetrie und zirkuläre Interdependenz, zu einem vergleichsweise so geringen Formalisierungsgrad der Theorie geführt haben. Als wesentlicher Grund hierfür wurde angegeben, daß mit der institutionellen Ökonomik ein stärker an empirischen und historischen Entwicklungsprozessen orientierter Ansatz vorliege, der sich allgemeinen Systematisierungskriterien weniger leicht erschließe, so daß immer nur Teilbereiche in die Form mathematischer Modelle überführt werden könnten. Eine weitere Schwierigkeit, die die Entwicklung dieses Theorieansatzes überhaupt hemme, bestünde in seiner Multidisziplinarität. Denn hieraus ergebe sich die zwingende Notwendigkeit einer Zusammenarbeit von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen mit jeweils fachgebietsübergreifenden Qualifikationen.

Ein weiterer Diskussionspunkt war die Forderung nach expliziter Aufnahme und Aufdeckung von Wertprämissen im Zuge der Theoriebildung. Diese Forderung leitet sich aus der Problemlösungsorientierung eines Großteils der institutionellen Theorieansätze her. Denn hierdurch wird die jeweilige gesellschaftspolitische Zielsetzung selbst - und mit ihr auch das Verhältnis von Zielen und Mitteln - zum Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses.

Die evolutorische Perspektive der institutionellen Ökonomik schließlich provozierte die vom Referenten bestätigte Vermutung, daß hieraus eher die Anleitung zu einer "Politik der kleinen Schritte" als die Konfrontation der Praxis mit mehr oder weniger radikalen Alternativen folge.

Dies ist im Moment alles, was mir aus der Diskussion zum Referat von Herrn Steppacher in Erinnerung geblieben ist. Wenn viel unter den Tisch gefallen sein sollte, so liegt dies sicher auch an der späten Stunde, zu der die Diskussion stattgefunden hat.

Diese Entschuldigung muß auch für meine Zusammenfassung der Diskussion über das Referat von Herrn Binswanger zur ökologisch orientierten Wirtschaftswissenschaft gelten.

Herr Binswanger hat zunächst noch einmal die Notwendigkeit betont, unter ökologischen Gesichtspunkten den monetären, marktförmig organisierten vom bedarfswirtschaftlichen Bereich deutlicher zu unterscheiden, als dies in traditionellen Theorien geschieht. Außerdem komme es darauf an, sich aus dem für sehr viele Fragestellungen unfruchtbaren Gleichgewichtsdenken zu lösen und durch historisch-prozessuales Denken die Tradition der Klassiker der ökonomischen Wissenschaft wieder aufzunehmen.

Einen zweiten Diskussionsschwerpunkt bildete das Problem des Raubbaus an nicht erneuerbaren Ressourcen. In diesem Zusammenhang wurde detaillierter auf das Modell von Hotelling eingegangen. Bei der Problematisierung des Verhältnisses von Staat und Umweltschutz wurde am Beispiel der Atomenergie verdeutlicht, daß die Formel "Staat = Umweltschutz" ebenso unzutreffend sei wie die Behauptung, effektiver Umweltschutz sei nur über Marktsteuerung zu gewährleisten.

An dieser Stelle wies Herr Steppacher noch einmal auf den engen positiven Zusammenhang zwischen ökonomischer Ungleichheit und ökologischen Belastungen hin, der besonders leicht an Beispielen aus der Dritten Welt dokumentiert werden könne, aber von viel allgemeinerer Bedeutung sei.

Den dritten Diskussionsschwerpunkt zum Vortrag von Herrn Binswanger bildete die Frage nach den Möglichkeiten einer Begrenzung des quantitativen Wachstums und seiner Substitution durch mehr qualitatives Wachstum. Hier wurde auf die Notwendigkeit der Veränderung institutioneller Regelungen hingewiesen, die den Zwang zu quantitativem Wachstum implizierten. So müsse etwa an die Abschaffung von Kapitalgesellschaften gedacht werden wegen der mit ihnen verbundenen Haftungsbeschränkung. Aber auch ein Verbot von Mehrheitsbeteiligungen und anderen den Konzentrationsprozeß fördernden Regelungen sei wichtig, da aus dem Konzentrationsprozeß selbst eine verstärkte Umweltbelastung resultiere.

Zur Bedeutung marxistischer Ansätze in der ökologisch orientierten Wirtschaftswissenschaft, die zum großen Teil in einem Sam-

melband von Vilmar nachgelesen werden könnten, gab es nur ein längeres Statement eines Diskussionsteilnehmers. Trotz allgemeinen Interesses an dieser Thematik konnte die Diskussion aus Zeitgründen hier nicht weitergeführt werden. Ebenso fielen die in der anfänglichen Diskussionsplanung vorgesehenen Themen "Sinn und Gültigkeit des Entropie-Gesetzes für ökonomische Prozesse" sowie "Bedeutung und Aussagekraft normativer Umweltbilanzen" der sich allgemein ausbreitenden Erschöpfung zum Opfer.

Bericht aus der Arbeitsgruppe 2:

Professor Dr. Erich Hödl, Bergische Universität-GHS Wuppertal

Wie vorgesehen wurden gestern Abend die beiden Referate von Werner Meißner über Postkeynesianismus und Winfried Vogt über Neoklassik diskutiert. Zu Beginn der Sitzung gab es aber noch eine Bereicherung durch ein etwa halbstündiges Referat von Helmut Creutz über die Wirtschaftslehre von Silvio Gesell, das sich in der Hauptsache mit der Rolle des Geldzinses befaßte. Dabei wurde die These vertreten, daß der Anteil des Geldzinses beim überwiegenden Teil der Produkte und Dienstleistungen zu hoch ist. Das wurde anhand einer Reihe von Beispielen demonstriert. So seien etwa die Kosten die im Wohnungsbau anfallen und folglich in den Mieten weitergegeben werden zu ca. drei Viertel Zinskosten. Schlußfolgerung war, daß der hohe Geldzins die Hauptursache für die ungünstige wirtschaftliche Lage sei.

In der anschließenden, teils recht lebhaften Diskussion, wurde vor allem nach der Berechnungsmethode des Zinsanteils und nach den wirtschaftspolitischen Schlußfolgerungen gefragt. Wie die Berechnung der vorgelegten Zahlen über die Zinsanteile erfolgte, konnte soweit geklärt werden, daß es sich um produktbezogene direkte und indirekte Zinskosten handelt. Die Diskussion um die wirtschaftspolitischen Handlungsempfehlungen ergab ein weniger klares Bild. Neben den Verweisen auf so radikale Lösungen wie das Schwundgeld, wurde seitens der Anhänger von Gesell zugestanden, daß man über keine geschlossenen Vorstellungen über eine Wirtschaftspolitik verfüge. Das Anliegen des Vortrages sei in erster Linie auch nur gewesen, zunächst einmal darzustellen, daß die Zinskosten eben so bedeutsam seien. Die Frage, ob der Geldzins die wichtigste oder nur eine unter mehreren Determinanten der wirtschaftlichen Entwicklung ist, leitete dann zur Diskussion der Referate von Meißner und Vogt über.

Im ersten Themenkomplex ging es darum, wie das Zinsproblem in die neoklassische und in die postkeynesianische Theorie einzuordnen ist. Dabei schien es zunächst fast so, daß die Verwandtschaften sehr groß seien und man eigentlich gar keine fundamentalen Unterschiede ausmachen könne. Herr Rothschild hat dann die Diskussion dadurch belebt, daß er die Unterschiede etwas genauer herausgearbeitet hat. Die Neoklassik geht von einer primär realökonomischen Zinsbestimmung aus und der Geldzins tendiert mittel- und längerfristig immer wieder auf den Realzins hin. Dies entspricht in etwa der Auffassung von Wicksell, wonach der Realzins die Leitlinie für die wirtschaftliche Entwicklung vorgibt. Das würde auch bedeuten, daß die Zinspolitik keine so große Bedeutung haben kann, weil ja irgendwo eine Gleichgewichtstendenz vorhanden ist. So kann sich der Geldzins geldpolitisch oder durch andere Störungen bedingt vom Gleichgewichtspunkt nur temporär entfernen.

Dagegen wird im postkeynesianischen Ansatz dargelegt, daß der Zinssatz zu einem wichtigen Teil institutionell, d.h. von einer relativ autonomen Geld- und Bankenorganisation determiniert wird. Deshalb kann der Geldzins über weite Strecken deutlich von Realzins abweichen und es ist gar nicht zwingend, daß er sich mit einer akzeptablen Geschwindigkeit wieder auf einen Gleichgewichtspunkt hin bewegt. Das war aber nicht so aufgefaßt worden, daß der Geldzins beliebig abweichen kann. Gleichwohl bestünden größere Spielräume zur politischen Zinskorrektur nach oben und nach unten. Von da her besteht hinsichtlich der Fragestellung und der Einschätzung der Gestaltungsspielräume ein im Verhältnis zur Neoklassik engerer Zusammenhang zwischen dem Postkeynesianismus und der Lehre von Gesell.

Nach der mehr theoretischen Diskussion wurde ein Bezug zur gegenwärtigen Stagnationsphase hergestellt. Dabei ging es vornehmlich darum, ob die Wachstumsschwäche grundsätzlich aus dem Verhältnis von Real- und Geldzins erklärbar ist. Mehrfach wurde angeführt, daß der Geldzins heute höher als der Realzins sei und darin die Hauptursache für die Stagnation gesehen

werden müsse. Ob ein Aufschwung vorrangig durch die Anhebung des Realzinses mit Hilfe des technischen Fortschrittes oder durch eine politische Senkung des Geldzinses herbeizuführen sei, wurde nicht ganz ausdiskutiert. Einig war man sich wohl, daß eine Senkung des Geldzinses viel zum Aufschwung beitragen könnte.

Der zweite Themenkomplex betraf die wirtschaftspolitischen Handlungsempfehlungen. Einige Teilnehmer wollten das ganze Spektrum von Instrumenten und Zielsetzungen behandeln, doch zentrierten sich die Beiträge dann auf die Möglichkeiten der Beschäftigungserhöhung und der qualitativen Ausrichtung des Wirtschaftsprozesses. Dabei sind wiederum die Unterschiede zwischen dem neoklassischen und dem postkeynesianischen Ansatz deutlich geworden. Von Werner Meißner ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß ein hoher Bedarf an Investitionen in gesellschaftlich wichtigen Feldern besteht, die wir zwar gut kennen, aber die vom privaten Sektor nicht hinreichend in Angriff genommen werden (z.B. Umweltinvestitionen). Dafür müßte ein staatlich initiiertes Investitionsprogramm durchgesetzt werden, das solche Handlungsfelder abdeckt und darüber hinaus auch die Angebotsbedingungen verbessert. Es sollte also kein konventionelles Nachfrageprogramm mit dem Schwerpunkt in der Bauindustrie sein, sondern auch die Förderung des technischen Fortschrittes beinhalten, der die autonomen Investitionen im privaten Sektor anregt. Dies wäre kein riesiges Ausgabenprogramm, sondern ein inhaltlich gezieltes mit gleichzeitigen Angebots- und Nachfragewirkungen. Dem ist sehr weitgehend zugestimmt worden.

Dabei wurde das Problem der technologischen Arbeitslosigkeit angesprochen. Wenn es gelingen sollte, über die vorgeschlagenen Maßnahmen die privaten Investitionen anzuregen, so müßten die Gewinne und Ertragsaussichten steigen. Die Arbeitslosigkeit würde aber wegen des primär arbeitssparenden technischen Fortschrittes (z.B. Mikroelektronik) aller Voraussicht nach zunehmen.

Von verschiedenen Seiten wurde daher eine Arbeitszeitverkürzung gefordert. Man sollte nicht den technischen Fortschritt zurückhalten und dadurch möglicherweise das Gesamtarbeitsvolumen erhalten, sondern den technischen Fortschritt auf die gesellschaftlichen Bedürfnislagen ausrichten. Wie dies zu bewerkstelligen sei, wurde abgesehen von Hinweisen z.B. auf die Technologiefolgenabschätzung nicht ausdiskutiert. Bei der sehr aktuellen Frage der Arbeitszeitverkürzung schien den meisten die 35-Stunden-Woche ein geeigneteres Mittel als eine Verkürzung der Lebensarbeitszeit.

Von Winfried Vogt sind in der Diskussion andere Akzente gesetzt worden. Auf die wirtschaftspolitischen Schlußfolgerungen seiner Sichtweise der Neoklassik angesprochen, hat er zunächst einmal zwischen der theoretischen Analyse und dem unterschieden, was er wirtschaftspolitisch vorschlagen möchte. Auf die Nachfragen, daß beides doch aus einem Guß sein sollte, hat Herr Vogt auf den großen Bedarf an einer theoretischen Fundierung der wirtschaftspolitischen Maßnahmen hingewiesen, bei der man sich nicht nur vom Erscheinungsbild der Probleme leiten lassen könne. Soweit es um die Behebung der gegenwärtigen Wachstumsschwäche geht, müsse man davon ausgehen, daß die Multiplikator-Akzeleratorprozesse zu einer Mengeneinschränkung tendieren und die Abwärtsbewegungen durch eine staatliche Nachfragesteuerung wirksam bekämpft werden könnten. In der Hauptsache war damit wohl weniger eine mittelfristige Anti-Stagnationspolitik als eine Konjunktursteuerung mit konventionellen Nachfrageprogrammen gemeint. Ob durch eine Konjunkturbelebung schon eine Erhöhung des mittelfristigen Wachstumstrends eingeleitet werden kann, konnte nicht weiter diskutiert werden (Trend-Zyklus-Problem).

Zur Arbeitszeitverkürzung hat sich Winfried Vogt eher negativ geäußert. Vielleicht sind die mittelfristigen Bevölkerungsentwicklungen, der Wachstumstrend und der technische Fortschritt derart, daß wir nicht unbedingt auf generelle Arbeitszeitverkürzungen angewiesen sind. Zumindest sei dies kein so wichtiges

Problem, wenn die Arbeitslosigkeit durch eine staatliche Nachfragepolitik konsequent bekämpft würde. Man könne heute auch noch nicht sagen, ob der technische Fortschritt sich tatsächlich als so stark arbeitssparend herausstellen werde.

Die Diskussion ergab also doch recht unterschiedliche Sichtweisen der Wirtschaftspolitik. Man kann es vielleicht so zusammenfassen, daß der Postkeynesianismus für eine mehr staatlich gesteuerte Ausrichtung des Wirtschaftsprozesses hin auf ein qualitatives Wachstum orientiert ist und Arbeitszeitverkürzungen für unausbleiblich hält. In der hier vertretenen Variante der Neoklassik wird eine eher konventionelle Nachfrageerhöhung vorgeschlagen, von der über den bestehenden, wengleich unvollkommenen Wettbewerb ein selbsttragender Aufschwung erwartet wird. Trotz der technologischen Veränderungen wird keine Notwendigkeit zu einer generellen Arbeitszeitverkürzung gesehen.

Sigrid M a t e r n - R e h m , "Wirtschaftswoche", Düsseldorf
ÖKONOMISCHE THEORIE IM WANDEL

Ich stehe hier nun vor der anspruchsvollen Aufgabe, ein Resümee der Tagung zu ziehen und zugleich den Auftakt für die Abschlußdiskussion zu geben. Angesichts der Unterschiede der behandelten Themen und der methodischen Ansätze, fällt es nicht leicht, eine Zusammenfassung zu formulieren, die wie eine Brücke auch noch die am weitesten voneinander entfernten Positionen überspannt, oder auch jene Schnur zu knüpfen, an die man die hier vorgetragenen Aussagen wie Perlen lückenlos aneinanderreihen könnte.

Man könnte daher leicht in die Versuchung kommen, den Rat des Theaterdirektors aus Goethes Faust I zu folgen, der empfiehlt: "Die Masse kannst Du nur durch Masse zwingen, ein jeder sucht sich selbst was aus. Wer vieles sagt, wird manchem etwas bringen, und jeder geht zufrieden aus dem Haus".

Ich werde dieser Versuchung nicht erliegen.

Ebenso möchte ich mich nicht darauf verlegen, das Thema "Ökonomische Theorie im Wandel" in eine historische Dimension zu stellen, also den Ausweg in der Demonstration dessen zu sehen, wie die hier vorgetragenen Ansätze aus und vor dem Hintergrund konkreter politisch-gesellschaftlicher Zusammenhänge zu sehen sind. Wie wohl es einigen Reiz haben könnte zu prüfen, wie vieles wirklich "Wandel" und wie vieles nur neue Verpackung alter Ware ist. Neumark hat in der Festschrift für Bomenbach 1978 über das zyklische Element in der national-ökonomischen Doktrin-Bildung geschrieben. Ein Ansatz, der zur Reflektion über die Antriebskräfte der Theoriebildung in der Vergangenheit und zu Spekulationen über deren Fortgang in der Zukunft geradezu einlädt. Ich möchte es aber hier mit dem französischen Moralisten Chamfort halten, der einmal gesagt hat: "Der Dummkopf beschäftigt sich mit der Vergangenheit. Der Narr beschäftigt sich mit der Zukunft, der Weise aber beschäftigt sich mit der Gegenwart".

Auf die Gegenwart bezieht sich auch meine erste These, in der ich mich auch gerade durch diese Tagung bestätigt sehe:

1. Wir leiden in der Wirtschaftstheorie zunehmend unter Verständigungsschwierigkeiten. Das hat mehrere Gründe:
 - Die mangelnde Bereitschaft, einem Dritten ein Problem, dessen Struktur und dessen wirtschaftspolitische oder gesellschaftliche Bedeutung und Wichtigkeit hinreichend zu verdeutlichen. Das dies für die gesellschaftliche Akzeptanz einer Sozialwissenschaft langfristig lebensgefährlich ist, muß hier nicht weiter ausgeführt werden.
 - Wir nähern uns deshalb einem Zustand, wo immer mehr zu immer weniger reden oder für immer weniger schreiben und viele Artikel nur noch von den jeweiligen "Referees" verstanden werden, nicht einmal mehr von Herausgebern von Büchern und/oder Zeitschriften, vom Leser ganz zu schweigen.
 - Dies findet umgekehrt seine Entsprechung in der abnehmenden Bereitschaft, sich in andere als eigene Überlegungen, Topi und Vokabularien hineinzudenken. Man ist sich selbst genug.
 - Dies und eine gewisse, aber fortschreitende, sprachliche Nachlässigkeit führen dazu, daß durch derartige Produktdifferenzierung viele kleine und kleinste wissenschaftliche Teilmärkte entstehen, auf denen sich jeder als Marktführer fühlen kann, weil es neben ihm keinen konkurrierenden Anbieter gibt.

2. Ich habe zweitens deshalb den Verdacht, daß vieles, was als "Wandel" in der ökonomischen Theorie apostrophiert wird, lediglich Ergebnis unzureichender Markttransparenz und Marktdurchlässigkeit ist. Es wäre um die Funktionsfähigkeit des Wettbewerbs der ökonomischen Theorien und wenn man so will: um das Marktergebnis im Sinne des Erkenntnisfortschrittes wohl besser bestellt, wenn wir uns, wie es die moderne Wettbewerbstheorie zeigte - mehr in weiten Oligopolen organisieren würden. Dafür gibt die Vergangenheit genügend Beispiele: Adam Smith, David Ricardo, Karl Marx, Joseph Schumpeter oder John M. Keynes konnte nur deshalb als dynamischer Unternehmer in Sachen Wirtschaftstheorie "Pioniergewinne" einstreichen.

3. Die Wirtschaftstheorie vernachlässigt meines Erachtens zunehmend die genaue Beobachtung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit, also das Objekt, für das sie Veränderungen erklären will, übrigens ganz im Gegensatz zu den sogenannten Klassikern oder zu Karl Marx, der auch ein sehr genauer Beobachter war. Darunter leidet natürlich auch die Leistungsfähigkeit der Theorie der Wirtschaftspolitik, und zwar nicht nur in prognostischer und damit therapeutischer Hinsicht, sondern auch in beschreibender und damit diagnostischer Funktion.
4. Als Beispiel: Ob Keynesianismus, Post-Keynesnismus oder Neoklassik - alle Ansätze unterstellen das Nebeneinander von privatem Sektor und öffentlichem Sektor und damit den Dualismus unterschiedlicher Entscheidungs- und Allokationsregeln. Dies ist kaum noch die Wirklichkeit westlicher Industriestaaten. Tatsächlich sind die Grenzlinien zwischen beiden Bereichen diffus geworden, haben sich verwischt. Die Raster der meisten wirtschaftlichen Entscheidungen sind heute ein Interessenclearing zwischen Managern (also Nicht-Eigentümern), gesellschaftlichen Großgruppen und der öffentlichen Hand bzw. deren Bürokratie, eine Entscheidungsmechanik jenseits von "Markt" und "Staat", durch die Begriffe wie "Gewinn", "Preis", "externe Effekte", "Internalisierung", "Marktstruktur", "Mehrheitsregelung", Inhalte bekommen haben, von denen die Weisheit der gängigen Theoriengebäude überhaupt nicht oder nur unzulänglich Kenntnis genommen hat. Im Gegenteil: Die Gebäude werden immer höher getürmt, dort noch ein Erkerchen, hier noch eine Zinne draufgesetzt - ohne zu merken, daß das Fundament mittlerweile auf Treibsand steht. Man hätte meinen sollen, daß die Nürnberger Tagung des Vereins für Sozialpolitik von 1980 hier einiges zur Erhellung beigetragen hat. Die Wirtschaftstheorie hat sich aber bislang offensichtlich geweigert, daraus wirklich und nachhaltig Konsequenzen zu ziehen.
5. Insofern sollte man vielleicht eher konstatieren: "Wandel der Wirklichkeit und Verharren der Theorie", anders ausgedrückt: Das Angebot an Wirtschaftstheorie ist der Nachfrage nach Erklärung infolge gewandelter Wirklichkeit nicht gefolgt. Wahrscheinlich aus Gründen der Organisation dieses Angebotes, wie oben gesagt.
6. Vor diesem Hintergrund wird manches verständlich:

- a) Der naive Glaube an die Möglichkeit und die gesellschaftspolitische Attraktivität einer kompensatorischen Finanzpolitik keynesianischer Provenienz mußte in dem Maße zusammenbrechen, in dem wegen dieses Ineinanderwachsens der Aktionsphären deutlich wurde, daß eine Grundvoraussetzung erfolgreicher Globalsteuerung, der Informationsvorsprung des Staates, ständig abgebaut wurde.
- b) Die Schwäche der reinen monetaristischen Theorie, die dem Geld nur temporäre Einflüsse auf die Realgrößen zugestehen will und dabei übersieht, daß der noch größte gemeinsame Nenner dieses Interessenclearings auch die Geldillusion sein kann.
- c) Die Unzulänglichkeit der "Neuen Makroökonomik" deren Grundpfeiler, die Theorie der nationalen Erwartungen und die These der ständigen Markträumung, auch deshalb nicht tragen können, weil die gesellschaftliche Wirklichkeit diese Prämissen ad absurdum führt.
7. Soweit die Anwendung eines, gemessen an den Maßstäben der Wirklichkeit, überholten gedanklichen und begrifflichen Instrumentarismus auch noch Vehikel der Politikberatung wird, braucht man sich nicht zu wundern, wenn der Einfluß der Wirtschaftswissenschaft auf praktische Politik rapide abnimmt.
- Das gilt z.B. sowohl für den Sachverständigenrat mit seiner Argumentationskette "mehr Gewinne - mehr Investitionen - mehr Gesamtnachfrage - gleich höhere Beschäftigung" als auch für die Antipoden dieses Therapievorschlages, die nach dem Muster "höhere Staatsquote gleich höhere Staatsnachfrage gleich höhere Gesamtnachfrage gleich höhere Beschäftigung" argumentieren. Beide Argumentationen unterstellen Entscheidungsmuster und Wirkungsabläufe, die in Wirklichkeit gar nicht mehr bestehen.
8. Umso mehr überrascht es, daß die Theorie zur Erklärung der wirtschaftspolitischen Frage der letzten Jahre der Einkommens- und Vermögensverteilung, die Ergebnis dieses gesellschaftlichen Interessenclearings ist, kaum eine befriedigende Antwort geben konnte. Man denke nur an die finanzwissenschaftliche Inzidenzanalyse, die in makroökonomischer Hinsicht immer noch in den Kinderschuhen steckt.

9. Daraus erhellt sich zugleich, daß kein Grund dafür besteht, eine Generalabrechnung mit dem heutigen Stand der Wirtschaftstheorie aufzumachen, wie es etwa in dem jüngsten Buch von Barlogh der Fall ist. Die Grenzen wirtschaftstheoretischer Erkenntnis und Prognosemöglichkeiten, waren den Methodologen unserer Disziplin, wie Popper oder Albert allemal bekannt. Es kommt vielmehr darauf an, den innerhalb dieser Grenzen bestehenden Spielraum zu nutzen.

10. Eine Wissenschaft lebt nur dann, wenn sie die Fähigkeit und den Mut zum Wandel hat. Wandel in der ökonomischen Theorie kann nur heißen "Erarbeitung eines Forschungsprogramms, das sich an Problemen und Gegebenheiten der Gegenwart orientiert", heißt: "die Fragen stellen, von dem die Gesellschaft eine Antwort erwartet". Dies mag vielen als sehr eingegrenzttes Wissenschaftsverständnis erscheinen, es gibt dazu aber in meiner Sicht keine Alternative.

Diskussionsbeiträge im Anschluß an das Referat von Sigrid Matern-Rehm

Tristan A b r o m e i t , Neustadt

Im Programmkommentar von Dr. Jan Jarre heißt es u.a.: "Die Auswahl der hier vorgestellten Forschungsrichtungen erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit."

Er gibt dann der Hoffnung Ausdruck, daß andere theoretische Positionen, die dieses Mal nicht in Form eines eigenständigen Referates zum Zuge kommen, durch Befragen und Kommentieren der Referenten seitens der Tagungsteilnehmer eingebracht werden.

Dieser Aufforderung sind mehrere Vertreter der von Silvio Gesell begründeten Freiwirtschaftsschule - die, soweit mir bekannt, an keiner Hochschule gelehrt wird, aber trotzdem lebendig und aussagekräftig ist - nachgekommen.

Nun ist es unmöglich, in kurzen Diskussionsbeiträgen in einer mit Referaten gefüllten Wochenendtagung eine konkurrierende Idee, eine opponierende Schule vorzustellen. Ich für meine Person habe dies auch nicht versucht, sondern nur den Mit-Teilnehmern gesagt, auf welcher Grundlage ich meine Beiträge leiste.

Das Thema der Tagung "Die Zukunft der Ökonomie" drückt ja indirekt eine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Ökonomietheorie und -praxis aus. Da ich davon überzeugt bin, daß zwischen der ökonomischen Theorie und den realen ökonomischen Zuständen und Erscheinungen ein Zusammenhang besteht, zielten meine Fragen und Hinweise darauf hin, herauszufinden, wo die Ursachen für die geringe Leistungsfähigkeit der theoretischen Ökonomie vermutet werden, ob den einflußreichen Ökonomen bewußt ist, welche Wirkungen ihre Lehren und politischen Empfehlungen haben und ich habe indirekt gefragt, ob die Ökonomen eine neue Ethik brauchen.

Um die mangelnde Leistungsfähigkeit der Wirtschaftswissenschaft zu verdeutlichen und herauszufinden, wie die künftige Leistungsfähigkeit der Wirtschaftswissenschaften durch die Ökonomen eingeschätzt wird, habe ich die Mondlandung als Leistung der Natur- und Ingenieurwissenschaft hingestellt und

die Auflösung des magischen Drei-, Vier- oder Fünfeckes als eine entsprechende Leistung der Ökonomen. Dieses Beispiel wurde immer wieder aufgegriffen, aber kein Referent oder Diskutant mochte bekennen, daß den Ökonomen die Mondlandung möglich wäre. Dabei mußte eigentlich klar sein, da ich auf der Basis einer genannten Schule argumentierte, daß ich die Mondlandung der Ökonomen für möglich halte. Und für Ökonomen, die noch ein Gespür für ihre Verantwortlichkeit oder für jene, die noch einen Funken von Forschergeist in sich haben, gilt es herauszufinden, ob hinter einer solchen Einschätzung verwertbare Erkenntnisse oder prahlerische Anmaßung steht.

In der Podiumsdiskussion wies Prof. Rudolf Hickel nicht ohne Stolz in der Stimme darauf hin, daß die Alternativgutachter auch ohne gesetzgeberische Weihen und staatlicher Finanzierung gute Arbeit leisten. Prof. Ernst Helmstädter (Mitglied des Sachverständigenrates) konterte mit dem Hinweis, daß die Alternativgutachter ja auch Beamte seien und den Hochschulapparat zur Verfügung hätten. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Vertreter der Freiwirtschaftsschule ihre Arbeit völlig ohne öffentliche Mittel und oft im Widerstand gegen den offiziellen Wissenschaftsbetrieb geleistet haben und als Dank Spott und Hohn geerntet haben.

Prof. Kurt Rothschild wies zwar darauf hin, daß etablierte Ökonomen auch um die Anerkennung ihrer Erkenntnisse und Lehren kämpfen müßten, gestand aber zu, daß die Freiwirtschaftsschule unter erheblich schwierigeren Bedingungen arbeiten müßte.

Mit diesen Aussagen von Betroffenen wurde m.E. auf eine wichtige Ursache für mangelnde Effizienz der Ökonomen hingewiesen. Freiheitlich orientierte Ökonomen weisen doch immer wieder auf den Wettbewerb als Stimulansmittel von Leistung hin. Definitionsmerkmale von Wettbewerb sind aber die Freiwilligkeit der Teilnahme, die Chancengleichheit und die Fremdbeurteilung der erbrachten Leistung. Ich denke, daß es in diesem Punkt viel zu analysieren und in bezug auf die Verfassung der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften viel zu reformieren gibt.

So wie es sich mit vollem Bauch gut über den Hunger diskutieren läßt, so lassen sich auch leicht aus Professoren-Wohlhabenheit heraus wirtschaftspolitische Maßnahmen empfehlen, die zu Lasten anderer gehen. Im Rausch der

großen Zahl und bei der Griffigkeit oder verhüllender Abstraktheit wirtschafts-politischer Empfehlungen wird häufig vergessen, daß jeder Prozentpunkt bei den Zinsen, Steuern, den Zwangsversicherungen und der Inflation nach oben oder unten die materielle Basis der einzelnen Menschen berührt wird. Die Vorgänge in diesen Bereichen haben oft den Charakter von Diebstahl, Raub und Entmündigung.

Helmut Creutz hat dieses mit eindrucksvollen Tabellen in der Arbeitsgruppe belegt. Und ich habe an Helmstädter gewandt gesagt: Wenn die Zinsen für die Eigenheimfinanzierung die Höhe der Arbeitslosenhilfe erreichen und man keine Möglichkeit hat, sich über die Runden zu mogeln, dann bleibt einem nur der Strick oder der Weg in den Terrorismus, denn nicht einmal verkaufen können die Betroffenen in der jetzigen Wirtschaftsloge ihre Häuser. Ich habe in diesem Zusammenhang gesagt, daß es für mich keine Erleichterung wäre, daß ich die Zinsen an die BFG zahlen müßte. Dies sollte kein Seitenhieb auf Gewerkschaften und ihre Unternehmen sein, sondern signalisieren, daß ich Problemlösungsansätze gemeinwirtschaftlicher oder genossenschaftlicher Art in bezug auf den Zins nicht sehe. Und die Verstaatlichung oder Kommunalisierung des Bankensystemes bringt auch nichts als weitere Probleme.

Um zu verdeutlichen, daß ich nicht einseitig Arbeitnehmer- oder Arbeitgeberinteressen vertrete, habe ich an einer Stelle gesagt, daß ich als jetziger Erwerbsloser ein potentieller Arbeitnehmer oder Unternehmer sei. Daß dieses nicht Rollenfixiertsein Verwunderung auslöste, ist nicht mehr verwunderlich, wenn man die Unklarheiten im Gebrauch der Begriffe von Kapital und Arbeit, von Arbeitnehmer und Unternehmer berücksichtigt. Es löst bei Funktiönären der Arbeitgeber- wie Arbeitnehmerorganisationen existenzielle Ängste aus, wenn sie sich Arbeitnehmer und Unternehmer als nicht rollenfixiert vorstellen sollen, was eigentlich eine Selbstverständlichkeit in einer als frei gedachten Gesellschaft wäre.

Weil in der Regel weder die marxistischen noch die bürgerlichen Ökonomen eine realitätsnahe Kapitalismusanalyse haben, können sie auch nicht sehen, daß Arbeitnehmer und Unternehmer meistens (vom funktionslosen Investor) ausgebeutete Ausbeuter sind. Ausbeuter sind sie insofern, weil für ihr Kapital beide Gruppen eine Rendite verlangen. Und in bezug auf Ausbeutung besteht zwischen einem Sparbuch von DM 5000 und einer Produktionsanlage

von 50 000 nur ein quantitativer und kein qualitativer Unterschied. Der Zins, die Rendite oder Kapitalertrag geht in jedem Fall zu Lasten des Arbeitsertrages. Da aber trotz gegenteiliger Behauptungen nur der Mensch im ökonomischen Sinn arbeitet, liegt hier eine Ursache für soziale Unruhen. Die kleinen Kapitalisten arbeiten gegen die eigenen Interessen, wenn sie das Zinssystem stützen, da sie in allen Preisen Zintribut an andere Kapitalisten leisten. Helmut Creutz hat errechnet, daß ein Haushalt etwa über das Vier- bis Fünffache seiner jährlichen Ausgaben als zinsbringendes Kapital verfügen muß, wenn er nicht mehr zu den Verlierern dieses bösen Renditespiels gehören will, das auch eine der Ursachen für die ökologischen Fehlentwicklungen ist. Alle diejenigen, deren Kapitalmasse jenseits dieser Grenze liegt - und das sind etwa 10 bis 12 % der Haushalte - gehören zu den Gewinnern und werden also ohne Mühe immer reicher.

Hier wird nun nicht für eine marxistische Sozialismuslösung argumentiert, sondern für die Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus. Es ist auch nicht so, daß diejenigen böse sind, die Geld gegen Zinsen verleihen, genausowenig wie diejenigen, die Subventionen oder die Sozialversicherungen nutzen, sondern unverantwortlich handeln jene, die aus theoretischer Rechthaberei oder aus einem Machtstreben heraus untaugliche Instrumente und Strukturen im sozialökonomischen Bereich stützen und bessere Lösungen verhindern.

Es ist meines Erachtens eine viel zu wenig beachtete Tatsache, daß herrschende, entthronte und auch untaugliche Theorien laufend Bewußtseinsspaltungen im rechtlich-ethischen Bereich der Menschen hervorrufen. Z.B.: Weil die die Realität prägenden Theorien keine sanften und ehrlichen Konfliktlösungsstrategien bei der Ausbalancierung der zum Teil gegensätzlichen Interessen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern entwickelt haben, dürfen Streik und Aussperrung nicht mehr als das bezeichnet werden, was sie sind, nämlich Erpressung, Nötigung und Vertragsbruch, Instrumente des kalten Bürgerkrieges..

Eine Ökonomie, die Ehrlichkeit bei der Ausfüllung von Arbeitslosenhilfeanträgen etc. oder bei der Abgabe von Steuererklärungen zu einer Narretei degradiert, ist moralisch und gemeinschaftszerstörend.

Eine Ökonomie, die Wirtschaftsbürgern keine Wahlmöglichkeit bei der Erwerbsarbeit und die es zum Glücksfall werden läßt, ob der Erwerbstätige seine Arbeit in Übereinstimmung mit seinen Wertvorstellungen leisten kann, die zudem einem Teil der Bürger keine Erwerbsmöglichkeit gibt, diese z.T. sogar zu Bettlern macht (Der Status und die materielle Ausstattung von Sozialhilfeempfängern ist nicht wesentlich besser.), ist demütigend, entmündigend einfach verfassungswidrig.

Sicher ist es falsch, alle Schuld an den desolaten Zuständen des Bereiches unserer Gesellschaft, den wir Wirtschaft nennen, den Ökonomietheoretikern zuzuweisen, zumal nicht auszumachen ist, ob die Verwirrung in der Ökonomie durch Erkenntnismängel oder auf gezielte Desinformation beruht. Die Ökonomen haben sich aber zu ihrem Teil an der Gesamtschuld zu bekennen, wenn sie sich als erwachsene Menschen, als sittliche Wesen verstehen.

Prof. Johan Galtung hat aufgezeigt, wie die Ökonomen mit Hilfe der Philosophie und der Beschäftigung mit anderen Kulturen die notwendige Distanz zur eigenen Wissenschaft bekommen können, und wie man sich davor bewahrt, Alibitheorien für die Ansprüche der Mächtigen und die politischen Fehlleistungen von Demokraten zu produzieren.

Ich habe Frau Sigrid Matern-Réhm nach ihrem Referat gefragt, ob die Fähigkeit zum Wandel der Wirtschaftswissenschaft einem Wunschenken entspricht. Wenn nicht: Was muß geschehen, damit der Wandel eintritt und von Dauer ist.

Sicher hilft es dem Ökonomen weiter, wenn sie der Empfehlung Poppers folgen und nicht mehr ihre eigenen Theorien verteidigen, sondern sie selber angreifen.

Ich habe gefragt, wie wir es schaffen, die Demut des Wirtschaftswissenschaftlers zu belohnen, denn sie scheint mir eine bessere Voraussetzung für die Qualität ihrer Arbeit zu sein als die Eitelkeit und der Hochmut.

Sicher können Ökonomen bei der Entwicklung von Methoden, die die Fallstricke im Erkenntnisprozeß besser erkennbar machen, mitwirken. Auch könnten es Ökonomen zur Ehrensache erklären, daß die Voraussetzung für den Zugang zur Lehre und Forschung eine vielseitige Praxiserfahrung ist, und

daß die Verbindung zur praktischen Ökonomie später nicht total unterbrochen wird.

Nur den Beamtenstatus - als Möglichkeit völlig am Bedarf der Studenten und der Bürger außerhalb der Hochschulen vorbeizuproduzieren - wird man ihnen von außen nehmen müssen, denn ein freiwilliger Verzicht wäre wohl eine menschliche Überforderung.

Dieter K a m p e , Berlin

Auf dem Hintergrund der Vorträge und Diskussionen der letzten Tage ein Resumée zu ziehen und eine Aussage zur Thememstellung "Zukunft der Ökonomie" zu wagen, erzwingt notwendigerweise ein zwiespältiges Urteil: es gibt Gründe für Optimismus und Gründe für Skepsis. Den Optimismus hat Frau Matern-Rehm zu Recht festgemacht an der Tatsache fortlaufender Ideenproduktion, anhaltender Publikationsfreudigkeit und beständiger Debattierwilligkeit. Innerhalb der Theorieschulen und Denkgebäude wird emsig gearbeitet. Mit Sicherheit werden die Wirtschaftswissenschaften also nicht daran zugrunde gehen, daß den Wissenschaftlern nichts mehr einfällt, das sie einer Publikation für würdig erachten. Zu fragen ist aber - und hier setzen Skepsis und Bedenken ein - ob all das, was an Methodenverfeinerungen, Wirkungspräzisierungen und sprachlichen Neufassungen entwickelt wird, wirklich einen Beitrag leistet zum besseren Verständnis der Realität und zur besseren Bewältigung der faktischen Probleme.

Meine These ist, daß Bedeutung und Einfluß der ökonomischen Wissenschaften in Zukunft davon abhängen, ob sie bereit sind, sich der aktuellen Realität zu stellen und ob sie in der Lage sind, die Probleme der heutigen Praxis anzugehen. In weiten Teilen der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie wird mit Annahmen gearbeitet, die aus der ersten Blütezeit der klassischen Ökonomie im 19. Jahrhundert stammen, die aber nur noch wenig mit den heutigen Gegebenheiten zu tun haben. Und als Folge davon sind viele ökonomische Theoriewerke recht esoterisch und ohne Wirklichkeitsbezug.

Nun haben viele Referenten in ihren Vorträgen und Diskussionsbeiträgen die Forderung nach mehr Praxisbezug zurückgewiesen, und zwar übereinstimmend mit dem Hinweis auf die Naturwissenschaften, die ja angeblich auch nur methodisches Rüstzeug zum Verständnis von Naturprozessen liefern, nicht aber die Verantwortung für die Naturprozesse übernehmen.

Ich halte diese Argumentation für einen illegitimen Versuch, sich aus einer Verantwortung herauszustehlen und sich gegen Ansprüche zu immunisieren. Ich verzichte auf eine wissenschaftstheoretische Beweisführung, wonach die Ökonomie als Sozialwissenschaft (soziale) Wirklichkeit nicht nur interpretiert, sondern zugleich konstituiert und deshalb in einem engeren Verhältnis zur Außenwelt steht als die Naturwissenschaften. Anschaulicher und verständlicher ist der Nachweis, daß der Vergleich mit den Naturwissenschaften falsch ist. Die Naturwissenschaften sind ja nicht deshalb zu hohen Ehren gekommen, weil ihre Methodik die Akademiker begeistert, sondern weil sie in ihrer Kooperation mit der Technik einen Praxisbezug entwickelten, der äußerst folgenreich war: er schuf die moderne Industriegesellschaft. Hinter der Neutralität der Naturwissenschaften verstecken sich Techniker und Ingenieure heute immer dann, wenn sie mit negativen Folgen ihres Handelns konfrontiert werden. Dann heißt es, sie hätten nur das Rüstzeug bereitgestellt, was damit geschehe, sei eine Entscheidung der politisch Verantwortlichen. Demgegenüber verweisen die Politiker darauf, daß sie kaum noch etwas zu entscheiden haben, weil die Experten darlegten, daß durch technische Sachzwänge schon alles determiniert sei.

Ähnlich scheint es mir heute bei vielen Wirtschaftswissenschaftlern zu sein. Konfrontiert mit Umweltzerstörung, Arbeitslosigkeit und den offensichtlichen Grenzen ihres wirtschaftspolitischen Steuerungsinstrumentariums ziehen sie sich zurück auf die Position des nur betrachtenden und kommentierenden Wissenschaftlers. Diese aktuelle Defensivposition will vergessen machen, daß Ökonomen durchaus auch den Anspruch gehabt haben, praxisrelevante Aussagen zu machen.

Dies gilt für die Betriebswirtschaftslehre ebenso wie für die Volkswirtschaftslehre. Dieser Anspruch dokumentiert sich nicht nur in dem Drang der Ökonomie-Professoren in politische Ämter sondern noch deutlicher an dem immer noch blühenden Wirtschaftszweig "Wirtschaftliche Politikberatung". Gutachten zu schreiben scheint mir doch eine deutliche Anerkennung der eigenen Praxisverbundenheit zu sein.

Die Zurückweisung der Forderung nach mehr Praxisbezug ist demnach nicht überzeugend. Hingegen ist der Problemdruck so stark geworden, daß stärkere Praxisorientierung von den Wirtschaftswissenschaftlern erwartet wird und erwartet werden muß. Konkret sind es zwei Probleme, die heute eine neue Qualität haben, eine neue Problemdimension, die zum Handeln bzw. Reagieren zwingt: das ist einmal das Umweltproblem. Das ist nicht deshalb akut, weil wir jetzt ein Wohlstandsniveau und ein Freuzeitausmaß haben, wo wir es uns leisten können und Zeit haben, darüber nachzudenken, sondern weil das Problem der Umweltzerstörung über Jahrzehnte kumuliert wurde und nunmehr eine kritische Grenze erreicht hat, wo etwas unternommen werden muß, wenn wir nicht unsere Lebensgrundlagen zerstören wollen. Dieses Problem geht die Ökonomen an - es fordert sie geradezu -, weil sie zwar eine Theorie der Kostenexternalisierung entwickelt haben, diese aber nie selbst ernsthaft in ihre Überlegungen einbezogen haben. Die Theorie externer Kosten entwickelt zu haben ist kein Alibi der Ökonomen, sondern zeigt ihre Bringschuld.

Das zweite Problem, das eine neue Dimension angenommen hat und nicht mehr in traditioneller Weise behandelt werden kann, ist der technische Fortschritt und die daraus folgenden Freisetzen von Arbeitskräften. Mikroelektronik und Kommunikationstechnologien sind nicht einfach technische Weiterentwicklungen. Die durch sie bewirkten Veränderungen des Produktionsprozesses haben Konsequenzen für die Struktur der Gesellschaft und das Funktionieren unseres Sozialsystems. Ökonomie, die ihr Selbstverständnis nicht verkürzt auf Probleme der Output-

maximierung sondern sich in bester Tradition als Gesellschaftswissenschaft begreift, muß (auch) über die Zukunft der Arbeit nachdenken.

Daß beide Probleme von den verschiedenen Denkrichtungen und Schulen zwar gesehen, aber nur am Rande behandelt werden, wurde uns in den letzten Tagen hier eindrucksvoll demonstriert. Niemand erwartet, daß von Ökonomen Patentrezepte für die drängenden Probleme geliefert werden - aber der Anspruch, daß sie ihre Fragestellungen stärker als bisher focusieren auf diese Probleme, ist gerechtfertigt.

Vorwürfe und Ansprüche lassen sich zurückweisen - aber als Kriterium für den Entwicklungsstand der ökonomischen Theorien bleibt ihr Einfluß auf gesellschaftliche Meinungsbildung und politische Problemlösungsstrategien bestehen. Und gemessen an diesem Kriterium ist der "state of the art" zur Zeit nicht unbedingt beeindruckend. Auf welchem niedrigen Niveau die Diskussion über Arbeitszeitverkürzung allgemein geführt wurde, zeigt auch, wie wenig die Wirtschaftswissenschaften an Grundverständnis über Wirtschaftsprozesse bislang vermittelt haben. Die neuen Denkanstöße zur Wirtschaftspolitik (das Lamsdorff-Papier, das George-Papier, der Nachweis der Bürgerinitiativen, daß Großtechnologie volkswirtschaftlich nicht wirklich billiger ist, die Forderung der Grünen nach Dezentralisierung des sozialen Netzes) kamen in "diesem unserem Lande" bezeichnenderweise nicht von Ökonomen. Das es auch anders geht, zeigen die USA: A. Etzioni, L. Thurow oder früher J.K. Galbraith sind Ökonomen, die richtungweisend denken.

Auch hierzulande müssen die Ökonomen sich entscheiden, ob sie inspirieren oder nachdenken wollen. Von dieser Entscheidung hängt es ab, ob es eine glanzvolle Zukunft der Ökonomie gibt oder einen Rückzug in den akademischen Elfenbeinturm.